

Wiesel und Katze.

Ein Beitrag zur Geschichte der Hausthiere.*)

Von Dr. **B. Placzek.**

Einleitung.

Von altersher wurde das Wiesel, *Mustela* oder *Putorius vulgaris*, als Hausthier gezähmt und gezüchtet, um die menschlichen Wohnungen von lästigem und schädlichem Gethier rein zu halten. Das Wiesel war in diesem Sinne als Nutzhier der Vorgänger der Katze, welcher es noch heutzutage von manchem englischen Farmer vorgezogen wird, weil es feiner im Bau, schlanker und behender als die Katze, vermöge seiner schlangenhaften Beweglichkeit und seines schmalen Kopfes den Mäusen und ähnlichem Gelichter leichter in die unwegsamsten Schlupfwinkel folgen und sie erhaschen kann.

In Scheuern zumal wird es gerne gesehen, wo dessen unangenehme Eigenschaften, wie übler Geruch, Unreinlichkeit, Gelüste nach jungem Federvieh und Eiern weniger sich empfindlich machen.

Wann es in verschiedenen Ländern den Stab der Hauspolizei an die Katze abgegeben, ob es da lange und harte Kämpfe um das Hausregiment gesetzt, lässt sich aus den alten Schriften schwer eruiren; da einige Völker, wie wir später zeigen werden, die Eigenheit hatten, die Namen, welche sie dem Wiesel im Hinblick auf dessen Lebensgewohnheiten und den Vortheil, den es gewährte, beilegte, auch seinen Dienstnachfolgern, bei denen sich gleiche Merkmale vorfinden, vornehmlich der Katze zu ertheilen und dadurch einen etymologischen Synkretismus verschuldeten, der viel zur Grenzverschiebung des Geltungsgebietes unseres Wiesels beitrug und darüber nicht recht klar werden lässt. Allerdings werden wir noch Allegate vorführen, die unzweifelhaft auf ein Nebeneinander von Wiesel und Katze als Hausthiere zu gleichen Zwecken hinweisen.

*) Ein Auszug dieser Abh. wurde in der „Society of B. Archaeology“ in London vorgelesen, in *The Academy* am 15. März 1885 besprochen und in den *Transactions* der genannten Gelehrten-Gesellschaft, Vol. IX., Part 1, 1887 unter dem Titel „The weasel and the cat in ancient times“ abgedruckt.

I.

Wiesel und Katze in alter Zeit.

1.

Bei den **Aegyptern**, deren feiner Spürsinn für Nutzen oder Nachtheil der Thiere diesen in den aus Dankbarkeit oder Furcht hervordachsenden Verehrungsformen idololatrischen Ausdruck gab, mochte das Wiesel schon in den fernsten Zeiten der an Grösse und Stärke weit überlegenen Katze (mau, koptisch schau), wahrscheinlich ein Abkömmling der noch immer daselbst heimischen ägyptischen *Felis maniculata*, das Feld geräumt haben.

Wenn Plutarch (Isis 74) von dem Wiesel erzählt, man verehrte es als Abbild für die Entstehung der Rede, weil es durchs Ohr empfangen und durch den Mund gebären — Anlass mag der Umstand gegeben haben, dass das Wiesel seine Jungen im Maule umhertrage — und den Nutzen, den es durch die Vertilgung des Ungeziefers im Hause gewährt, nicht als den eigentlichen Grund der Verehrung anführt, während dies der Katze besondere Ehre und Anbetung eintrug im Leben und Tode (Herodot II. 66, Strabo 812, Cicero, de nat. deor. I. 36 Aelian IV. 44, vgl. Wilkinson „Manners and customs“ II. 117, 167, III. 42), und ihr überhaupt, wie die zahlreichen Katzenmumien, namentlich in Bubastis im Delta (Pibast), deren schlanke Schutzgöttin Bast katzenköpfig dargestellt ward, (bast leitet Brugsch, „Geschichte Aegyptens“, vom arabischen bas oder bes, Katze, ab) und auch in Theben beweisen, allgemeinere und intensivere Verehrung*) gezollt wurde als dem Wiesel, so ist aus alledem mit Sicherheit zu schliessen, dass das Wiesel schon in den ersten historischen Zeiten bei den Aegyptern die Rolle eines

*) Diodorus Siculus, I. § 83, berichtet: Wer eine Ibis oder Katze, die deswegen in Aegypten geheiligt waren, weil es sonst gegen Schlangen und Mäuse nicht hätte bestehen können, wissentlich oder aus Versehen tödtete, konnte der Todesstrafe nicht entgehen. Das Volk lief gleich zusammen und tödtete den verabscheuten Verbrecher, auch wohl ohne dass vorher ein richterlicher Spruch abgewartet ward. Noch um die Zeit, da schon Rom der Schrecken der Welt und besonders Aegyptens war und man in Aegypten die Freundschaft der Römer suchte, also ihnen alle Gefälligkeit erwies und in Sonderheit der ägyptische König Auletes den Namen eines Bundesgenossen Roms suchte, ereignete es sich, dass ein Römer in Aegypten eine Katze tödtete; sofort rottete das Volk sich zusammen, der König suchte es zu beschwichtigen, allein weder dieser, noch die allgemeine Furcht vor den Römern konnte zuwege bringen, dass ein Katzenmord ungerächt geblieben wäre. Der Römer musste sterben, ob er es gleich ohne Vorsatz gethan hatte.

spiritus familiaris der Katze abgetreten habe; spätestens jedoch gegen 2500 v. Chr., wo sie auf den Denkmälern von Beni Hassan erscheint und auch sonst bei symbolischen Gestalten den Kopf der Löwin vertritt.

Das Wiesel wurde aus mehrfachen Ursachen von der Katze verdrängt. Zunächst war das Wiesel trotz aller Zähmung nie so heimisch, dass es nie Reissaus nahm und Rückfälle in seinen primitiven Zustand erlitt, während die Katze sich so sehr ans Haus gewöhnte, dass es die erste Sorge des Aegypters bei Ausbruch eines Brandes war, die Katze zu retten und sie vor der Rückkehr in das brennende Haus abzuhalten. Ferner erschien sie als Miniaturbild der von altersher verehrten Löwin, mit der sie besonders den Namen mau theilte und die sie bei Symbolisirungen vicarirte.

Die Göttin Suchet, die „Hauptgeliebte“ des „Ptah“ ward bald als reissende Löwin (Pacht), bald als graziöse, schmiegsame Katze dargestellt. Im Todtenbuche, 125, 40 lautet eine Stelle: „Ich habe gehört das grosse Gespräch des Esels (Osiris) mit der Katze im Hause des Ptah.“ *)

Dann konnte die Katze es eher als das Wiesel mit den grösseren Giftschlangen, die sich in Aegypten öfter in die Häuser schleichen, aufnehmen, worauf mehrfache bildliche Darstellungen im Todtenbuche, auf der Metternich-Stele und andere hinweisen, wie ja noch gegenwärtig nach den eingehenden Schilderungen Renggers die Katze in Paraguay erfolgreich Jagd auf Klapperschlangen macht. Friedrich Möller hingegen berichtete aus San Antonio in Texas: „wo eine Klapperschlange in der Gegend ist, wohnt sie bei der Katze als Miether.“

Endlich vertrat die Katze die Stelle des Hundes bei der Jagd auf Wasservögel.**)

Die alten Aegypter, Meister in der Züchtung von Hausthieren, aus Wildlingen dauerkräftige, nützliche Typen herzustellen, haben dies auch bei der Katze zuwege gebracht, die sie wahrscheinlich aus Nubien einführten.

Durch die Verehrung, welche die Katze in Aegypten genossen und die damit verbundene aufmerksamere Pflege, wie unausgesetzte Obhut war die Kunst des Züchtens eher möglich als irgend anderswo, von der Darwin***) sagt: „Das Verhüten freier Kreuzungen und das absichtliche Paaren individueller Thiere sind die Ecksteine derselben“ Sie hüteten sich aber wohl, bei der besonderen Anbetung

*) Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, 44.

***) Vgl. Kosmos, VII. Jahrgang, S. 114 ff.

****) „Das Variiren“, II., 114.

dieser Thiere, sie zu einem Handelobjecte zu profaniren. Daher erklärt sich, dass die **Katze so spät** zu den semitischen Nachbarvölkern und von diesen zu den Griechen und Römern kam. *)

Die Aegypter wachten eifersüchtig über dieses Hausthier und lynchten, wie gesagt, jeden Katzentödter. Wenn daher ein Aegypter eine Katzenleiche erblickte, lief er weinend und zürnend hinweg, um davon bei dem Priester oder Richter die Meldung zu machen, vor dem er seine Unschuld mit dem heiligsten Eide betheuerte.

Die ganze Stadt brach dann in Jammer aus und die angesehenen Einwohner kamen im feierlichen Aufzuge, um den Katzenleichnam abzuholen, den sie dann einbalsamirten und in dem Tempel zu Bubastis bestatteten. **)

Kinder wurden von den Eltern der Katze geweiht und zwar mit folgendem Ceremoniell:

Man rasirte den Kopf des Kindes ganz oder theilweise. Die abgeschnittenen Haupthaare wurden dann mit Gold oder Silber abgewogen, welches im entsprechenden Gewichte dem Wächter der Katze zur Wartung derselben übergeben wurde.

Die Nahrung der Katze bestand in Milch, Brod und Fischen. Die Bilder der Katze als Schutzpatronin wurden an die Bürger vertheilt. ***) Die Ehrfurcht der Aegypter vor den Katzen benützte Cambyses, um sich der Stadt Pelusium (Avaris, Triplion), welche den Schlüssel zu Aegypten bildete, zu bemächtigen. Die ersten Reiben der stürmenden Soldaten trugen nämlich Katzen wie einen Schild vor sich, und die ägyptischen Vertheidiger wollten aus Furcht, eine Katze zu tödten, keinen Gebrauch von ihren Waffen machen und liessen die Eroberer in die Stadt einziehen. †)

Das Thier, dessen Serenaden im Feber und März zumal, wo es Liebespfeilwund dem Mond sein Leid klagt, „Steine erweichen und Menschen rasend machen können“ wurde in Aegypten als Vorsteherin

*) V. Hehn in seinem Buche: „Culturpflanzen und Hausthiere“ S. 374 sagt von der Katze: „Sie hat noch jetzt für den, der sie gewähren lässt und sie aufmerksam beobachtet, etwas Aegyptisches, das die Vorliebe der Einen, den Widerwillen der Anderen weckt. Das Verschlussene und Stumme, daher Ahnungsreiche, das nach Hegel alle Thiere haben, ist in der Katze und deren eigenthümlichen, gleichsam mystischen Sitten und Neigungen besonders fühlbar.“

***) Diod. 74, Herod. I. II., c. 67.

**) Diod. 74.

†) Herod. Diod. a. a. O. Polyanus I. 3.

oder Göttin der Musik verehrt. Das Sistrum, eine Art Klapper, das bekannte musikalische Instrument, bei religiösen und musikalischen Festen in Aegypten in Verwendung, bildete ein Attribut der Katze. Bald wird sie mit dem Sistrum in der Hand oder auf dem Kopfe, bald auf und an demselben bildlich dargestellt, als weibliche Figur mit dem Kopfe einer Katze oder ganz in natürlicher Gestalt.*)

Wie die griechische Diana nach Ovid**) — „fele soror Phöbi latuit“ — Katzensgestalt annahm, so war es auch bei Isis, der Göttin für Alles, die ausser jener noch viele andere Gottheiten bei den Aegyptern vicarirte, und darum von Apulejus***) die „Tausendnamige“ genannt, der Fall.

Dass auf zahlreichen Abbildungen und Sculpturen Katzen mit dem Sistrum und einem Becher in Zusammenhang gebracht werden, †) lässt den Schluss ziehen, dass Katzen ihrer Stimme wegen bei den ägyptischen Gastmählern zugezogen wurden, um den Manerosgesang zu accompagniren. Maneros, Sohn des Königs Maltander und der Astarte, galt ihnen als Erfinder der Musik, dem zu Ehren bei allen Symposien Lieder ertönten.

Das Sistrum, wie es Plutarch und Andere schildern, war oben kreisförmig gebogen, welche Rundung vier zu schüttelnde lose Metall- oder Rohrstäbchen umfasste, um welche noch zur Erhöhung des klingelnden Schalles Ringe gezogen waren. Es bestand aus einem Handgriffe mit einem Katzen- oder Menschenkopfe darüber, woran sich die Rundung schloss, welche von Katzenfiguren überhöht wurde.

Unter den Stäbchen waren an den Seiten das Gesicht der Isis und der Nephthys als Klagegöttinnen angebracht. Ein Bronze-Exemplar im Berliner Museum zeigt oben auf der Rundung eine kauende Katze mit einer Sonnenscheibe auf dem Kopfe. Um den feindlichen Typhon zu verscheuchen, klapperte man damit zur Zeit vor der Auffindung des Osiris.

Die katzenköpfige Göttin Bubastis erscheint auch oft mit einem Sistrum in der Hand. Auf der Wallfahrt nach der dieser Göttin geweihten Stadt Bubastis, dem vornehmsten Feste der Aegypter, an welchem nach Herodot 700.000 Menschen theilnahmen, wurde es geschüttelt. Ausser dem Sistrum kamen grosse und kleine Harfen, Leier, Guitarre,

*) Diod. I. 2, 6, 15. Plutarch, de Mir.

**) Met. I., 5.

***) Metam. I. 11.

†) Montfaucon, Antiquités VI., Suplém. 11. Pl. 44, 45.

Nablium (Geige), Tambourine und im Musikcorps des Heeres Trompeten und Trommel in Verwendung.*)

Wie vielfach auch der Isis- und Osiris-Mythos und der Kampf der Isis und ihres Sohnes Horus gegen Typhon ausgelegt werde, so viel ist sicher, dass in Isis das wohlthätig erhaltende Princip, dem das Kemiland Blüthe, Wohlstand und Aufschwung zu danken hatte, sowie in Typhon das Zerstörende, der Inbegriff alles Schädlichen in der Natur erkannt wurde. Der Personification der Isis in der Katze, welche ihr geweiht war, lag der ungewöhnliche Nutzen, den dieses Thier durch Vertilgung schädlicher Kriechthiere, besonders der giftigen Schlangen den Aegyptern gewährte, zu Grunde. Wie erklärt sich aber, dass das für unsere Ohren so misstönende Katzengeschrei für die Aegypter so viel Wohllaut und Anziehung besass, dass sie die Katze zum Genius der Tonkunst, zum Vorsteher der Musik, des Tanzes und der Vergnügungen als Bes oder Bas erhoben, ihr wichtigstes musikalisches Instrument der Katze weihten und zu ihrem Attribute wählten?!

Die angenehmen Eindrücke und Lustempfindungen, die sie aus der Katzenstimme empfangen, lassen sich auf verschiedene Ursachen zurückführen. Zunächst lässt sich annehmen, dass die Alten, die, wie philologisch nachgewiesen ist, an einer Art Daltonismus litten und gewisse Hauptfarben nicht unterscheiden konnten, auch trotz ihrer Culturhöhe ein unentwickeltes Gehör nach der ästhetischen Geschmacksrichtung hatten.

Das „De gustibus non est disputandum“ gilt nirgends so sehr als in der Musik. Man lasse einmal einen Berliner und seinen neuesten Compatrioten aus Kamerun, einen verzückten Baireuther und einen Zigeuner gegenseitig Musik-Kritik an ihren Tonkunstleistungen üben und man wird die wunderlichsten Ausstellungen zu hören bekommen. Die Aegypter, die sich an dem von Sistergerassel begleiteten Concerte ihrer Katzen ergötzten, würden sich vor den rasenden Läufen unserer Clavierpanther sicherlich entsetzt haben; es sei denn, dass sie darin etwas von dem höchsten Liebeswahnsinn ihrer angebeteten Thiere geahnt hätten.

Sollte — und das wäre ein anderer Erklärungsgrund — bei der ausserordentlichen Pflege, Sorgfalt und liebevollen Behandlung, die man

*) Plut. Ueber Isis u. Osiris, 63; Todtenbuch 18 a. 115; Herodot II. 60, 138; Wilkinson, a. a. O. Pl. 35 A. II. Pl. 12, S. 232, 270 ff. 308 ff.; Rosell. Mon. civ. III. 7, 29; Brugsch, Gesch. Aegyptens unter den Pharaonen, 200; Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, 44.

dazumal den Katzen angedeihen liess, auch deren Stimme sanfter, gefälliger, modulationsfähiger gewesen sein? Möglich.

Meint doch ein ungenannter Autor eines köstlichen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Les Chats“ erschienenen Büchleins allen Ernstes: „Die Katzen sind ganz vorzüglich für die Musik organisirt; ihre Stimme ist auf das Mannigfachste modulationsfähig und sie bedienen sich für den Ausdruck ihrer unterschiedlichen Leidenschaften und seelischen Affecte auch der verschiedensten Töne.“ Er beruft sich dabei auf die von Clerk und Grew angestellten zootomischen Untersuchungen des Stimm-Apparates der Katze.

Ich kann es nicht übers Herz bringen, einige Sätze, wahre Leckerbissen, den Musik-Aesthetikern vorzuenthalten: „Auf den Vorwurf der unerträglichen Misstönigkeit der Katzenstimme erwidern wir bloß: das Miauen der heutigen Katze beweist noch nichts gegen die Katze des Alterthums, da die Künste den grössten Umwälzungen seither ausgesetzt waren. Möglicherweise beruht das Missfallen auf einem Mangel an Geschmack und Wissen. Unsere Musik ist auf eine gewisse Eintheilung des Schalles beschränkt, die wir Töne oder halbe Töne nennen und unser eigenes Wissen ist zu sehr begrenzt, um vorauszusetzen, dass die gleiche Eintheilung Alles umfasse, was Musik genannt werden könne. Darum begehen wir das Unrecht, Brüllen, Miauen, Wiehern Schalläusserungen zu nennen, deren Intervalle und Beziehungen vielleicht bewundernswerth in ihrer Art, uns dennoch entgehen, weil sie ausserhalb der Grenze unserer Wahrnehmung und unseres Verständnisses liegen. Erzählt doch Montagne, wie indische Völker, als sie besiegt zu den Europäern um Frieden und Gnade bitten kamen, ihnen Geld anbietend, nicht ermangelten, es auch den Pferden der Sieger mit gleicher Ehrerbietigkeit anzubieten, deren Wiehern sie als die Sprache des wohlwollenden Einverständnisses nahmen. Die Aegypter waren zweifellos erleuchteter; sie hatten sich wahrscheinlich mit der Tongebung der Thiere eingehender beschäftigt und wussten ganz wohl, dass kein Ton an und für sich recht oder falsch sei, vielmehr dass das eine oder das andere bloß in der Gewohnheit erscheine, mit der wir eine gewisse Vereinigung von Klängen als eine Dissonanz oder als einen Accord auffassen. Sie empfanden beispielsweise, wenn die Katze in ihrer Musik in demselben Verhältnisse, wie etwa wir von einem Ton zum andern überginge, oder denselben theilte, nach den Tacten, die wir Commas nennen, was einen erstaunlichen Unterschied zwischen ihrer Musik und der unserigen eintreten liesse. Sie mochten in einem Katerchor oder -Solo die einfache oder ungewöhnliche Modulation, die Leich-

tigkeit der Passagen, die Süßigkeit eines Schalles oder was gerade dessen Annehmlichkeit ausmachte, seine Schärfe unterscheiden, so dass, was uns als wirres Getöse, als ein Charivari erscheint, nur unserer Unkenntnis, dem Mangel an Zartheit unserer Organe und an richtiger Unterscheidung zuzuschreiben ist.“

„Zerlege den Donner in seine einzelnen Silben und du kanst damit kaum Kinder schrecken“, sagt etwa 70 Jahren nacher ein grosser Dichter, und einem tüchtigen Contrapunctisten unserer Zeit wird es gewiss nicht schwer fallen, declarirte Misstöne melodiös zu verwerthen, der Fugenmeister nicht zu gedenken, welche Dissonanzen in Harmonie aufzulösen wissen.

Was jener Anonymus aus dem Liebesduette eines Katzenpärchens heraushörte, dramatisirte er ahmlautlich im folgenden Dialog:

„La scène est au coin du feu d'une cuisine. La Chatte, voyante tourner la broche et se debarbouillante:

Ça est bon!

Le Matou apercevant la Chatte et s'approchant avec un air timide:

Ne fait on rien ceans?

La Chatte ne lui jettante qu'un demi regard:

Ohn,

Le Matou d'un ton passioné:

Ne fait on rien ceans?

La Chatte d'un ton de pudeur:

Oh que nenni!

Le Matou piqué: Je m'en revas donc.

La Chatte se radoucissante: Nenni.

Le M. affectant de s'eloigner: Je m'en revas donc.

La Ch. d'un air honteux, plus haut: Montez là-haut!

Ensemble courant sur l'escalier: Montons là-haut, montons là-haut.

Les deux amans arrivent bientôt dans la gouttière et la scène finit pas des clameurs amoureuses, entremêlées de ces expressions naïves, employées dans nos anciens Romans et que la délicatesse du siècle à bannies des ouvrages.“

Für diese Wolterschreie der „vollendetsten Geschöpfe mit Ausnahme des Menschen“, wie Brehm die Katzen nennt, bildeten Liebe, Dankbarkeit, bewundernde Anbetung die rechten Schalltrichter — und da befinden wir uns schon mitten im dritten Versuche, das Annehmliche einer Katzenmusik unserem Verständnisse näher zu bringen.

Wir wissen, was die Liebe als Schalleiter vermag, wie köstlich das Radebrechen und die unmöglichsten Wortverdrehungen eines lallenden Kindes in den Ohren der Mutter klingen, welchen unvergänglichen Zauber die Muttersprache und welchen Widerwillen selbst eine zweite Landessprache ausüben kann.

Ich habe schon — und wer hat es nicht — allerlei Gesalbader, liberales Flunkern, feudales Näseln, deutsches Stammeln, slavisches Poltern frenetischen Beifall entfesseln hören und glänzende, vom herrlichsten Wohlhlaute getragene Reden hingegen Naserümpfen und Achselzucken erregen sehen.

Was den Eindruck der Sprachlaute betrifft, ist jetzt mehr denn je „ein Volk die Katze des anderen.“ Auch die Wirkung der Musik kann eine subjectiv verschiedene sein.

Von einem dänischen König Erich erzählt Saxo Grammaticus, dass er von einem tüchtigen Musiker ganz rasend gemacht wurde, während die Bibel das Umgekehrte von Saul berichtet, dem David's Harfenspiel den bösen Geist vertrieb. Was sagen die Anhänger eines „bestimmten musikalischen Inhaltes“ zu den entgegengesetzten Wirkungen derselben Tonstücke, aber auch der Musik überhaupt?

Schliesslich mochten die alten Aegypter, welche Ammianus Marcellinus*) als moros und strenge schilderte, von den Katzen die Tafelmusik aus demselben Grunde besorgen lassen, wie sie die Mumie ihrer Verstorbenen als „steinerne Gäste“ zu ihren Gastmälern luden, um trübselige Empfindungen zu wecken und das beim cholerischen Naturell leichte Ueberspringen zur zügellosen Ausgelassenheit zu verhüten. Sie hatten ihren Katzenjammer vor dem Rausche als Schutzmittel gegen denselben. Man muss nicht erst ein Heine'scher Tannhäuser sein, um sich „nach Bitternissen zu sehnen.“

Für jeden Sinn kommen Momente — und dazu bedarf es nicht immer der Uebersättigung — wo er nach etwas Rauhem, Herbem lechzt, um daran sich zu ergötzen, zu erholen: Wie wohlgefällig folgt das Auge den wildzerrissenen Linien und dem missfarbigen Grau eines Felsengebirges, nachdem es sich lange an capuanischen Prachtgefilten und deren weichen harmonischen Contouren geweidet! Die Haut gelüstet es zuweilen, wenn sie an aalglatter Gleisnerei herumgetastet, nach einer härenen Jacke; im herrlich duftenden Räucherwerk des Hohenpriesters durfte das penetrante Galbanum nicht fehlen; die Feinschmeckerzunge kann die schärfsten Ingredienzen nicht vermissen

*) XXII., 16, 23.

und wie begierig saugt das Ohr nach süßlichem Gewinsel und schmach- tendem Gewimmer einen schrillen Ton, einen dumpfen Trommelschlag ein!

Und wenn nach einer Ballnacht toller Faschingslust Einer trunken, wirblig, wüst, betäubt, abgespannt hinaustritt in die kalte Winter- nacht: wird ihn da nicht von den Dächern der gelle Klageruf, das schwermüthige Miauzen, die ganze Tonleiter von verdriesslichem Pfuchzen bis zum zornigen Gejaul hindurch altägyptisch anmüthen und der Klangfarbe seiner Stimmung angemessen erscheinen? — Katzen- musik, die im Fluss erstarrte Bezeichnung für ohrenquälerische Dis- sonanzen, kündet gleichwohl etymologisch einen harmonischen Ausgleich: Katze, lat. *catus*, ist vom hebräischen oder aramäischen *chatul*, nach Anderen vom syrischen *catô* oder arabischen *kith* abgeleitet. (Die Palästinenser waren nämlich, wie wir später sehen werden, die Ersten, welche die Hauskatze aus Aegypten einführten); „Katze“ ist mithin rein semitischen Ursprungs und das griechische „Musik“ unverfälscht arisch — also eine Verschmelzung semitischer und arischer Stämme trotz Racenraserei.

Wie ich eben bemerke, hat sich die Feder des Forschers in die des launigen Feuilletonisten unversehens verwandelt. Sie will sich nur ungern bei Seite schieben lassen. So habe sie denn noch eine Weile freien Lauf. Liegt doch nicht das Bedenken vor, dass ich bei einer derartigen Behandlung der Katzenmusik eine solche irgendwem vom Genus *Homo insipiens* zu bringen gesonnen wäre; man bekommt mehr als genug davon täglich in den oberen Etagen eines jeden Blattes aus dem Charivari nationaler oder politischer Kriegsdrummeten und Friedensschalmeien zu hören, um auch den ruhsam ernsten Winkel eines Jahrbuches damit zu stören. Ebenso wenig ist zu befahren, dass Wagnerianer, denen Mozart ein Dorn im Ohre ist, und altclassische Musiker, welche bei Wagner'schen Tonschöpfungen den Eindruck von auf Normalton gestimmten *Cris-cris* nicht los werden können, sich zusammenthun, um das Anathema über mich zu verhängen. Das äussere Thun und Gehaben, Stimme und Tongebung, sowie das Seelenleben der Katze muss ja wohl harmonisch sein, wenn all das einen französischen Dichter-Edelmann aus Angers im Jahre 1568 dithyrambisch zu stimmen und zu einer Nanie zu inspiriren vermochte, auf welche wir später zurückkommen werden.

Wenn also die seltenen Qualitäten unseres Hinz einen Katzen- Horaz und einen Katzen-Rafael (Mind) zu Kunstleistungen begeisterten, warum sollte nicht auch Hinzens Liebesjammer einen Katzen-Wagner finden? Bei der jetzigen Weltlage würden solche Ernüchterungsmittel

gewiss nicht zu den überflüssigen Dingen zählen. Nationale Fusel-Duselei, chauvinistischer Sternhagelrausch, Racentarantelei und Aehnliches erzeugen an allen Ecken und Enden Haarweh, richtiger Glatzenweh, schreien in katzenjämmerlicher Stimmung nach saurem „Harung“ vulgo „Russen“, die, damit man nicht an Ueberfluss von den nach Göthe schwer zu ertragenden schönen Tagen leide, überall zur Hand sind, und wählen zum Kehrreim ihrer Lamentationen den Stossseufzer eines jungen Dichters aus der neuen „feucht-frohen“ Schule:

„Mir ist so schal und übel,
Die Stirne glüht und brennt,
Mich katert es horribel,
Mich katert es horrend.“

Ein Büchlein über die Katze schreiben, und nicht Dein gedenken,
Du Cato unter den Katern, Scheffel'scher Hiddigeigei?

„O, die Menschen thun uns Unrecht,
Und den Dank such' ich vergebens;
Sie verkennen ganz die feinern
Saiten uns'res Katzenlebens.
Und wenn einer schwer betrunken
Niederfällt in seiner Kammer,
Und ihn Morgens Kopfweh quälet,
Nennt er 's einen Katzenjammer.
Katzenjammer, o Injurie!
Wir miauen zart im Stillen,
Nur die Menschen hör' ich oftmals
Grau'nhaft durch die Strassen brüllen.
Ja, sie thun uns bitter Unrecht,
Und was weiss ihr rohes Herze
Von dem wahren, tiefen, schweren,
Ungeheuren Katzenschmerze?“

„Auch Hiddigeigei hat einstmals geschwärmt
Für das Wahre und Gute und Schöne,
Auch Hiddigeigei hat einst sich gehärmt
Und geweint manch' sehnsüchtige Thräne.
Auch Hiddigeigei ist einstmals erglüht
Für die schönste der Katzenfrauen,
Und es klang wie des Troubadours Minnelied
Begeistert sein nächtlich Miauen.“

Auch Hiddigeigei hat muthige Streich'
 Vollführt einst, wie Roland im Rasen;
 Es schlugen die Menschen das Fell ihm weich,
 Sie träuften ihm Pech in die Nasen.
 Auch Hiddigeigei hat spät erst erkannt,
 Dass die Liebste ihn schändlich betrogen,
 Dass mit einem ganz erbärmlichen Fant
 Sie verbotenen Umgang gepflogen.
 Da ward Hiddigeigei entsetzlich belehrt,
 Da liess er das Schwärmen und Schmachten;
 Da ward er trotz'ig in sich gekehrt,
 Da lernt' er die Welt verachten.“

„Aber einst, in fernen Tagen,
 Wenn ich längst hinabgesargt bin,
 Zieht ein nächtlich Katerklagen
 Zürnend über euerm Markt hin.
 Zürnend klingt euch in die Ohren:
 Hiddigeigeis Geisterwarnung:
 „Rettet euch, unsel'ge Thoren,
 Vor der Nüchternheit Umgarnung!“

L. Tieck dramatisirt in dem „gestiefelten Kater“ den Kampf gegen das Philisterthum und lässt den Kater als den „Genius des Fortschrittes“ erscheinen. Dachte er an die Katzen, welche die germanische Mythe vor den Wagen der Liebesgöttin Freya spannt? Die Katze war nämlich wie das Wiesel der Freya geweiht. Grimm, D. M. 2, 634.

Ueber Bau und Beschaffenheit der Stimmorgane der Katze gab mir der berühmte Zootom Professor Dr. Brühl mit gewohnter lebenswürdiger Bereitschaft folgende Auskunft:

„Mir ist keine auffallende Eirichtung der Ringknorpel ihrer Luftröhre bekannt, welche irgend einen wesentlichen Einfluss auf die Tonbildung nehmen könnte. Da diese weiter ganz gewiss nur im Kehlkopfe, d. i. in den Stimmbändern (bei den Katzen wie bei der Mehrzahl der Säng'er einfach, nur lig. laryng. vera, keine spuria vorhanden, wie dies bei Menschen und Anthropoiden) und etwa oberhalb derselben stattfindet, so kann auch kaum von einem Einfluss der Luftröhrenknorpel auf die Tonbildung die Rede sein. Ich habe wohl selbst schon vor etwa 36 Jahren (1850) in meinen kleinen Beiträgen zur Anatomie der Haussäugethiere, Seite 47, einen zwischen Kehlkopf (dessen Ringknorpel) und erstem Luftröhrenring hinten dorsal gelegenen Schallknorpel beim

Schweine beschrieben, dem ich einen grossen Einfluss auf das Grunzen zumuthete. Das geschah jedoch vor 36 Jahren. Heute würde ich kaum diesem unterhalb der Stimmbänder gelegenen Knorpelgebilde einen wesentlichen Beitrag für die Tonveränderung zumuthen. Was die Franzosen veranlasste, „die Katzen vorzüglich organisirt für die Musik“ anzugeben, kann ich nicht einmal ahnen. Die alten Aegypter, die überhaupt dem Katzenkopfe grosse Ehre in ihren Götterstatuen erwiesen, mögen wohl um der lauten Stimme der Katzen willen den Katzen das musikalische Directorium zugewiesen haben; anatomische Erwägung haben sie gewiss nicht hiezu vermocht.

Die Breite der Tonbildung bei liebeskranken Katzen und Katern hat gewiss nur in einer eminenten Innervirung (gesteigert durch das sehr lebhaftes Sexualgefühl) der Stimmbänder, resp. ihrer Musculatur seine Ursache; in nachweisbaren anatomischen Unterschieden der Luftröhrenknorpel meines Wissens nicht . . .“

Grew und Clerk*) wollen behaupten: „Bei den Katzen, die für die leidenschaftlichen Regungen, die sie erfüllen, sich der mannigfachsten Laute bedienen, sind die Luftröhrenringe von einander abgetrennt und biegsam. In der Masse, als diese Ringe mehr oder weniger ausgedehnt oder zusammengedrückt werden, wird auch der erzeugte Ton höher oder tiefer, ungefähr wie bei einer Violine, die man mehr oder weniger mit den Fingern drückt.“

Nach Andern rührt das sogenannte Spinnen und Schnurren der Katze von zwei dünnen Häutchen im Kehlkopfe her.

2.

Bei den **Semiten** war das Wiesel viel früher bekannt und in Verwendung als die Katze. Schon in der Bibel, Lev. 11, 29, begegnen wir dem choled (Onkelos, chulda), was nach der traditionellen Exegese und der agadistischen Auslegung als Wiesel gilt. Der Paraphrast übersetzt es mit kerkushta, Sept. γαλιῆ, Jizchaki: mustela, ebenso Luther, Buxtorf, Fürst und viele Andere.

Mit dieser Annahme stimmt auch die etymologische Erklärung überein.

Im Chaldäischen und Arabischen heisst chalad fest sein, dauernd sein, im Hebräischen besonders im Hinblick auf Ps. 49, 20, und auch 17, 14, cheled die Erde, chalad im Syrischen graben. Choled-chulda ist demnach ein Thier, das in die Erde Löcher gräbt und darin haust:

*) Biblioth. chois. 293.

chamad heisst im Syro-chaldäischen Rost, rostfarben, was auf den Rücken des Wiesels vollkommen passt. Für die Bekanntschaft mit diesem Thiere spricht auch die Benennung der Profetin Chulda, II. Kön. 22, 14, II. Chron. 34, 22. Das zoologische Bild, die Charakterzeichnung und Verwendung des Wiesels wird aus folgenden agadistischen Stellen ersichtlich sein, worin wir die Beweise erblicken können, wie gern die Haus-Oekonomie, das Rituale, Ethik und Spruchweisheit das Wiesel zum Gegenstande wählten. Das Wiesel heisst nicht nur chulda, sondern auch kerkushta.*) Dieser Name stammt wahrscheinlich aus dem Griechischen, wo *κέρκος* Schweif bedeutet — analog dem Aramäischen kerkasch Mastdarm — *κέρκειν, κρέκειν*, einen surrenden, schwirrenden Ton von sich geben und *κέρκος* oder *κέρκωψ* muthwillig, hinterlistig; kerkushta kann es mithin benannt worden sein nach seinem Stumpfschwänzchen, was ebenso als Unterscheidungsmerkmal gelten kann, wie ein Langschwanz oder nach dem bald knäffenden, bald knurrenden, zwitschernden Laut, den das Wiesel bei verschiedenen Gemüthsbewegungen ausstösst oder auch nach seinem munteren, listigen Wesen. Vielleicht wird in seinem Namen kerkasch, das Mastdarm, After, bedeutet, auf die Drüsen am After angespielt, aus denen es gereizt, übelriechende Dünste aussondert.

Sein Charakterbild ergibt sich aus folgenden Stellen: Es lebt in Erdhöhlen, Gruben, Mauerlöchern und Balkenritzen, es greift Thiere, die grösser sind als es, an, bewältigt sie und trägt sie im Maule fort; es ist gefährlich für das Hausgeflügel, zu dessen Schutz vor dem Wiesel man gewisse Vorkehrungen traf. Hühner, die auf dem Misthaufen scharren, haben von ihm nichts zu fürchten. Der Biss seiner scharfen, eingebogenen Zähne dringt durch Hirnschale und -Haut; auch menschliche Leichname sind vor ihm nicht sicher. Es trinkt schlürfend, lappend und frisst lieber Fleisch als Brod, vom ersteren nichts zurücklassend. Es ist von einer besonderen Wieselart die Rede, von Chuldoth-Senaim, über welche sich verschiedene Ansichten geltend machten; die Stelle lautet vollständig B. kama 80a: „Man darf züchten (aufziehen und erhalten) unter anderen Thieren Katzen und Chuldoth-Senaim, weil sie dazu dienen, das Haus zu reinigen (von Mäusen u. s. w.) Was ist darunter verstanden? Einer meint: Scharza-Charza, Kriechthiere, die graben oder in Löchern wohnen; Andere hingegen meinen: Unter Charsa, so lesen sie statt Charza, verstehe man die wildlebenden Wiesel, mit dünnen, kurzen Schenkeln, die zwischen Rosenbüschen sich aufhalten.“

*) Megilla 14a, als Name der Profetin chulda Sanh. 102, 105. B. mez. 85a.

Entgegen allen bisherigen Auslegungen glaube ich in Charsa das griechische *χέρσοος*, wild, wüst zu erkennen, was die genaue Uebersetzung von Senaim ist.

Dem entspricht dann vollends der Aufenthalt im wilden Dorngebüsch und die Benennung *mustela sylvestris* des Plinius. Damit stimmt auch Raschi zur Stelle. Möglicherweise ist darunter das Hermelin verstanden, das sich hauptsächlich durch die Grösse und das wildere Wesen, sowie durch seinen gewöhnlichen Aufenthalt vom gemeinen Wiesel unterscheidet. Dass es grösser sei, als das gemeine Wiesel, geht aus Kilajim 8, 5 hervor, wo es als Mittelding zwischen Kriech- und Raubthier angesehen und von Maimuni als fuchsartiges Wiesel, vielleicht Iltis, bezeichnet wird. Die ersten fabulösen Kleider, die Adam und Eva erhielten (Gen. 3, 2), waren nach Ber. rabba 24b aus Fellen des Galaxenon, eine andere Lesart ist *Gala kteinon*, verfertigt, was für *γαλή* und *ξίνοος*, fremdes Wiesel (Mussafia erblickt darin das obgenannte Wiesel,) oder — nicht wie man gewöhnlich annimmt, *ktinon* von *katan* kleines Wiesel — vielmehr für *γαλή* und *κτείνω*, Mord- oder mordgieriges Wiesel gelten kann, in beiden Fällen auf Hermelin, Marder oder Zobel hinweist. In dem Tachasch (Exod. 25, 5) erkennt Jer. Sabb. 2 dasselbe Thier.

Rabbi (im 2. Jahrhundert) trug seiner Magd auf, ein Wieselnest, das sie im Hause fand, zu schonen (B. mez. 85a). Aus dem 3. oder 4. Jahrhundert stammt das Sprichwort:*) „Wiesel und Katze, sonst in steter Feindschaft, machen sich einen guten Tag bei einem fetten Mahle.“ (Soviel als: Der gemeinsame Vortheil versöhnt die grimmigsten Feinde.) Diese Stelle, wie die oben citirte, die Züchtung von Katze und Wiesel betreffende, welche von R. Ismaël hergeleitet wird, demnach aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, bezeichnen den Zeitpunkt, wo Katze und Wiesel gleichzeitig als Hausthiere gehalten worden waren und damit auch die naturgemässe Folge, dass um jene Zeit das Wiesel von der ihm weit überlegenen Katze verdrängt wurde. Bemerkenswerth ist der Umstand, dass von einer Feindschaft zwischen Hund und Katze in dem ganzen bisher citirten Schriftthum nie die Rede ist — ein Beweis, dass diese Aversion keine genuine, vielmehr später im Kampf um die Nahrung entstanden ist.

Von einer Freundschaft zwischen Wiesel und Katze berichtet Wood (Büchner, Liebesleben 283). Letzterer bringt überdies zahlreiche Fälle von Kameradschaftlichkeit zwischen Katze und Hund. Auch die

*) Sanh. 105a.

Mythificirung des Wiesels und dass es zum Träger von Legenden und Fabeln später gewählt wurde, deuten auf die Verdrängung des Wiesels hin. Nach Sanh. 60a bot es superstitiöse Wahrzeichen. Die Vertrautheit mit dem Wiesel, dessen Natur und Lebensweise ergibt sich aus mehreren Sagen: Ein Mädchen fällt in einen Brunnen, ein Jüngling geht vorüber und hört die Hilferufe. Er erklärt sich bereit, sie zu retten, unter der Bedingung jedoch, dass sie sein Weib werden wolle. Als er sie hervorgezogen, schwören sich beide ewige Treue und rufen zu Zeugen ihres Schwures den Brunnen an und ein Wiesel, das gerade vorüberhuschte. Beide trennten sich und gingen ein Jedes seiner Wege. Das Mädchen hielt seinen Eid, doch der Jüngling heirathete bald darauf eine Andere. Den ersten Sohn, den sie ihm gebar, biss ein Wiesel zu Tode, der zweite stürzte in einen Brunnen und kam darinnen um. Entsetzt darob fragte die verzweifelte Mutter ihren Mann: „Was haben diese ausserordentlichen Unglücksfälle zu bedeuten?“ Er erinnert sich des gebrochenen Eides, sowie der beiden Zeugen und erzählte den ganzen Hergang. Erschüttert durch die seltsame Fügung erklärte sie sich bereit, den Scheidebrief zu nehmen. Er sucht sodann die Jungfrau auf, um sie zur Gattin zu nehmen und löst sein Wort ein. *)

Eine andere Sage hat eine humoristische Färbung. Ein König liess einst alle Hehler hinrichten und schenkte den Dieben die Freiheit. Darob verspottet, berief er seine Unterthanen zu einer öffentlichen Versammlung und liess Wiesel bringen, vor denen er Geldmünzen hinstreute. Als bald erfassten die Wiesel die Münzen und trugen sie in ihre Löcher. Tags darauf berief der König neuerlich die Versammlung, liess wiederum Wiesel und Münzen bringen, zuvor aber die Löcher verstopfen. Die Wiesel ergriffen die Münzen und wollten sie in die Löcher tragen; als sie diese jedoch verstopft fanden, brachten sie die Münzen zurück. **)

Verwandt damit ist die von Bochart aus dem Abdollatif mitgetheilte Sage: „Jemand fing ein junges Wiesel und sperrte es in einen Käfig, doch so, dass es die Mutter sehen konnte. Als bald lief diese hinweg und brachte aus ihrem Schlupfloche eine Münze herbei, sie legte dieselbe hin, als wollte sie ihr Junges auslösen; als jedoch das Junge noch nicht freigelassen wurde, wiederholt die Mutter mehrmals den Gang, bis sie fünf Münzen herbeigebracht hatte. Als aber trotzdem das Junge nicht befreit wurde, brachte die Alte einen leeren Lappen herbei, als wollte sie dem Gefangenwärter die Erschöpfung ihres Geldvorrathes andeuten; und als jetzt noch das Junge gefangen blieb, machte

*) Taanith, 8a, Tossefoth.

**) Wajikra Rabba, 171d.

die Alte Miene, die Denarien zurückzunehmen, worauf der Mensch das Junge entliess.“ *)

Als der Schöpfer das Weltall und dessen Bewohner vertheilte, verlangte der Beherrscher des Meeres eine grössere Anzahl von Untergebenen, die er zu versorgen versprach. Seinem Wunsche wurde willfahrt, worauf er von sämtlichen Landthieren je ein Paar ergriff und ins Meer warf. Nur das Wiesel entging diesem Schicksale durch eine List. Am Ufer stehend, zeigte es auf sein Spiegelbild im Wasser hin und sagte dem Meergeiste: „Sieh, Du hast ja schon Meinesgleichen darin!“ So kam es, dass von allen Landthieren sich auch gleichnamige Verwandte im Meere befinden, nur nicht vom Wiesel; darum heisst es auch ausnahmsweise Erdthier, choled.“ **)

Wie aus dem obcitirten Sprichworte von Wiesel und Katze und der Stelle Bab. kam. 80 *a* und *b* von der Domestication beider Thiere ersichtlich ist, lebten beide Hausthiere schon im 2. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wie es eben anging, zusammen, grösstentheils in Urfehde, die mit der Verdrängung des Wiesels aus dem Hause endigte.

Der Katze geschieht im biblischen Schriftthume keine Erwähnung; denn die Stellen Jes. 13, 22; 34, 14; Jer. 50; 39, 11; Hos. 9, 6 werden ganz unbegründet auf die Katze bezogen. Ihre späteren Benennungen sind Chatul und Schunra, die erstere — wie ich glaube — von chatal, wickeln, Wickelschwanz, wie im Griechischen *αἰλονχος* von *αἰόλλω* und *ὀρῶ*, den Schweif bewegen, drehen, ähnlich wie das persische puschak, das türkische und afghanische pischik, das irische puss, davon das englische puss, das persische pusag, Benennungen der Wildkatze, die auf die Hauskatze später übertragen wurden und nach Pictet von der sanskritischen Wurzel puchha oder pitscha, Schweif, abgeleitet werden. In dem ungeheuren Gebiete des malayischen Archipels, Siam, Pegu und Burmah indess haben alle Katzen abgestutzte Schwänze nur von der halben gewöhnlichen Länge.

Die Etymologie von Schunra ist schwer zu finden. Schunra kann wohl von Schen-ra, böser Zahn, gefährlicher Zahn mit Bezug auf den gefährlichen giftigen Biss der Katze, von dem öfter die Rede ist, und wobei auch an die tolle Katze gedacht werden kann, abzuleiten sein. Die aus dem Zeitraume vom 2. bis 6. Jahrhundert n. Chr. stammenden Berichte über Naturell und Lebensgewohnheiten der Hauskatze lassen darauf schliessen, dass sie damals noch nicht so domesticirt war, wie heute und öfter Rückfälle in den wilden Zustand bekam. Sie vertilgt

*) Hieroz. p. I. lib. 3, cap. 35.

**) J. Crawford, Descr. Dict. of the Ind. Isl. 255.

nicht nur Mäuse, Ratten und Schlangen, deren Gift ihr unschädlich ist, von denen sie jedoch die Zähne übrig lässt, welche für Menschen, wenn sie mit blossen Füßen darauf treten, tödtliche Folgen haben können, sie wird auch nützlichen Hausthieren, wie dem Geflügel, jungen Schafen und Ziegen (worauf das alte Passah-Lied vom Zicklein, das die Katze gebissen, zu beziehen ist,) sogar Säuglingen gefährlich.*) Im Kampfe mit der Ratte zieht sie zuweilen den Kürzeren. (B. mez. 97 a.) Ihr Fell wurde geschätzt (B. kam. 80 b), die placenta einer erstgeborenen, dunklen Katze als Zaubermittel verwendet (Ber. 6 a). Sie hat ein schlechtes Gedächtniss, was vom Genusse von Mäusen herrühren soll (Horajoth 13 a), gleichwohl verlässt sie nicht das Haus und braucht daher nicht bewacht zu werden (Sabb. 51 b). Sie verscharrt ihre Excremente und übt den Coitus nur im Dunkeln, weshalb sie als Symbol der Keuschheit gilt (Erubin 100 b). Die erstere Lebensgewohnheit wird von Plin. (h. n. X. 73, 94) der Absicht zugesprochen, durch den Geruch der Excremente die Mäuse nicht zu vertreiben. Schneider wäre mithin im Unrecht, wenn er in seinem Buche „Der thierische Wille“ S. 419 als Beispiel für die Hartnäckigkeit der Vererbung, die auch auf rudimentäre Triebe, respective Beziehungen zwischen Erkenntniss-Acten und Trieben, welche keinen Zweck mehr haben, sich überträgt, anführt: „Ich erinnere an die bekannte Erscheinung, dass auch unsere Hauskatzen noch wie ihre wilden Verwandten ihren Unrath zuscharren.“

Gerade bei der Hauskatze, deren Haupt-Jagdobject die Mäuse bilden, ist diese Thätigkeit eine eminent zweckdienliche, sogar mehr als bei der Wildkatze, die noch ganz anderen Thieren nachstellt. Wahrscheinlich hat sich diese Gewohnheit, welche ursprünglich der Absicht diente, die eigenen Spuren vor dem Feinde wie vor der Beute zu verbergen, dem Domesticationszwecke der Reinlichkeit angepasst. Wir sehen es ja oft, wie jungen Hunden und Katzen eingebläut wird, sich nach geeigneten Oertlichkeiten zurückzuziehen, wenn sie sich entleeren wollen. Die Anpassung einer ererbten Gewohnheit an einen ganz neuen Zweck — meines Wissens noch von Keinem erwähnt — dürfte neue Gesichtspunkte zur Erklärung räthselhafter Erscheinungen in der Thierwelt ergeben.

In ein Haus, wo keine Katze ist, soll man im Dunkeln nicht gehen wegen der giftigen Schlangen (Pessach 112 b). Sehr wichtig für den Nachweis der Provenienz der Katze ist die Stelle: Abba Areka (Ende des 2. Jahrhunderts) stellte aus Anlass eines Falles, wo eine

*) Chol. 52 b, 53 a; B. kam. 80 a; Pessach. 112 b; Sabb. 128 b; Ketub 41 b; Kelim 26, 5.

Katze die Hand eines Säuglings abgebissen, die Lehrmeinung auf: Man darf eine Katze umbringen und es ist verboten, sie im Hause zu halten. Dem wurde die viel ältere Ansicht des Simon ben Eleazar entgegengestellt: Man darf die Katze aufziehen und der Widerspruch dadurch gelöst, dass man die helleren (weissen) Katzen (oder auch deren dunkelgefärbten Abkömmlinge) als gefährlich, die dunkleren als unschädlich bezeichnete. Sollten jene vielleicht die weissen Katzen mit blauen Augen gewesen sein, die nach einem merkwürdigen Correlationsgesetze taub sind?*)

Eine überraschende Beobachtung kann ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, für welche statistisches Material zu sammeln sich sehr empfehlen würde: Mir fiel es nämlich schon öfter auf, dass Taubstumme selbst aus dunkelhaarigen und -äugigen Familien überwiegend blondes Haar und helle Augen haben.**)

Ich konnte bei dieser Notiz der Versuchung nicht widerstehen, an die Existenz eines Correlationsgesetzes zwischen Gehörorgan und Haar- und Augenpigment auch bei anderen Lebewesen, vornehmlich bei Menschen, zu denken und derselben nachzugehen.

Anregung fand ich vor nicht langer Zeit in dem isr. Taubstummen-Institut zu Pest, wo mir die Thatsache auffiel, dass, entgegen dem sonstigen Verhältnisse bei vollsinnigen Kindern derselben Abstammung, die weitaus grössere Zahl der Zöglinge blondhaarig und helläugig war.

Um Erfahrungsmaterial zu sammeln und klärende, bestätigende oder widerlegende Auskunft zu erhalten, wendete ich mich an hervorragende Fachmänner und erhielt unter Anderen nachfolgende skeptische oder sogar negative Bescheide.

Hofrath Ernst v. Brücke schrieb mir am 15. August 1886: „Leider kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Ich muss Ihnen aber auch offen gestehen, dass ich die beregten Thatsachen nicht als solche anerkennen kann, solange nicht Belege in grosser Zahl vorliegen. Ich habe in früheren Jahren zu Oefteren das isr. Taubstummen-Institut in Wien besucht und ich entsinne mich nicht, dort viel blond- oder rothhaarige Insassen gesehen zu haben.“

Professor Dr. Brühl meint: „Hierüber steht mir gar keine Erfahrung zu Gebote. Darwin's Beobachtung an tauben Katzen mit blauer Iris ist, wie die meisten zoologischen Beobachtungen Darwin's, eine

*) Dr. Pr. Lucas, l'Hérédité, I., 428.

**) Ueber die Correlation zwischen verschiedenen Affectionen der Augen und Ohren. Vgl. Darwin, Das Variiren, II., 434 f; Entstehung der Arten, 23.

gewiss auf zu geringem Materiale fundirte, als dass sie ohne neue und ergiebigere, d. i. numerisch ausgedehnte Nachprüfung als Basis irgend einer Anschauung mit Sicherheit angenommen werden kann. Doch ist sehr interessant, was Sie von blonden tauben Kindern von schwarzköpfigem Stamme melden. Wie gesagt, ich weiss hierüber weder aus Beobachtung noch durch Lectüre Näheres.“

Professor Dr. J. Stricker schreibt unterm 4. August 1886: „Ihre Mittheilung über die Taubheit der Katzen ist mir neu. Auch ist mir Nichts bekannt, was zur Erklärung der von Ihnen angedeuteten Beziehung beitragen könnte.“

Das war Alles, was ich zu eruiren vermochte; gewiss sehr wenig, aber immerhin genug, um berufenen Forschern den möglicherweise nicht unerwünschten Anlass zu bieten, sich mit dieser Frage eingehender zu beschäftigen.

Solche taube Katzen mochten nicht den beabsichtigten Nutzen gewährt haben und darum vernachlässigt, wild geworden sein; denn nach B. kam. 80 b züchtete man nur die dunkle Spielart. Die helle, wilde oder zum Atavismus neigende Katze deutet wahrscheinlich auf die ägyptische Falbkatze *F. maniculata* hin, die nach Hartmann noch gegenwärtig in den Nilländern Hausthier ist und mit Rücksicht auf die Neigung Mahomed's zur Katze gut behandelt wird. Sie gleicht der wilden Art, wie der alt-ägyptischen und ihre Form hat sich, wie aus dem Vergleich mit Katzenmumien und Darstellungen auf den Denkmälern sich ergibt, im Laufe der Jahrtausende nicht geändert. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des rothen Meeres gleichen der Falbkatze. Sie, wie die Pampas-Katze ist eigentlich wüstensandfarben und wird von Wallace „Natürliche Zuchtwahl“, S. 65, als Beweis für Mimicry angeführt; sie sieht nämlich oben gelblichgrau, unten weisslich aus. Es kommen auch buntscheckige und schwarze und weissfärbige vor; sie sind im Allgemeinen scheuer als unsere Katzen, verwildern leicht und kreuzen sich wohl mit wilden Katzen. Wie Menschen, die aus strenger Huth unmittelbar der Freiheit überliefert werden, leicht in Ungebundenheit ausarten, so ergeht es mit domesticirten Thieren. Das mag auch die Ursache sein, dass die ägyptische Hauskatze in der grösseren Freiheit, die ihr bei den Semiten belassen wurde, leichter verwilderte. Die dunkle, zahme mochte ein Züchtungsproduct mit heimischen Wildkatzen sein. Darwin*) kommt auf Grund der Beobachtungen und Behauptungen von Blainville, Pallas, Temminck,

*) Das Variiren, I., 56.

Blyth, E. Layard, W. Elliot zum Schluss, dass die gemeine Katze, die ein freieres Leben führt, als die meisten andern domesticirten Thiere, wobei von einer künstlichen Zuchtwahl kaum die Rede sein kann, sich in Europa, Asien, Afrika und Amerika mit verschiedenen wilden Arten gekreuzt habe und dass in einigen Fällen die Kreuzung hinreichend häufig eingetreten ist, um den Charakter der Race zu afficiren.

Die Hauskatze bei den alten Hebräern war also in zwei Hauptspielarten vertreten, welche als Domesticationsergebniss und Varietäten der ägyptischen oder nubischen Falbkatze und der heimischen Wildkatze anzusehen sind. Von beiden gab es wiederum vielfach Mischlinge. Es sei hier nebenbei bemerkt, dass die in Spanien vorkommende Race unter allen europäischen Katzen der *F. maniculata**) am ähnlichsten ist, welche wahrscheinlich von den Arabern dahin importirt wurde, ohne dann mit der europäischen Wildkatze sich vermischt zu haben. Die Trächtigkeitsdauer der alten palästinensischen Katze wird (Becharoth 8 a) auf 52 Tage angegeben, während sie bei unserer Katze 55, bei der Wildkatze 63 Tage beträgt. Im 2. Targ. zu Esther 1, 2 lesen wir vom Wunderthron Salomo's, der später in den Besitz des Königs Ahasver gelangte. Er hatte sechs Stufen. Auf der ersten befanden sich an den Ecken einander gegenüber ein Löwe und ein Stier, auf der zweiten Bär und Schaf, auf der dritten Leopard und Esel, auf der vierten Adler und Pfau, auf der fünften Katze und Hahn, auf der letzten Stufe Sperber und Taube. Trat ein falscher Zeuge hin vor den König, so erhoben all die Thiere das jedem von ihnen eigenthümliche Geschrei. Von der Stimme der Katze heisst es *teissin, θωύσειν*, schreien.

Der Katzencultus fand sich in alter Zeit auch bei den Arabern.**). In Nabata wurde eine goldene Katze verehrt. Die arabische Legende beschäftigt sich vielfach mit der Katze. Mäuse und Ratten hatten in der Arche Noah's überhand genommen und zernagten das Futter der anderen Thiere. Noah in seinem Unmuth darüber gab dem Löwen einen Backenstreich, so dass er nieste. Aus der Nase des Löwen fuhr eine Katze, welche sich sofort auf die Mäusejagd begab. (Murtadi, 1584, ins Französische übersetzt von Valtier, 1865). In den Lettres Persannes***)

*) Sie ist oben gelblich grau, unten weisslich. Backen und der von zwei Streifen umgebene Vorderhals sind rein weiss. Auf Kopf und Nacken zeigen sich 7—8 zarte bogenförmige Streifen, der gleich dem über den Rücken laufenden und den Fusssohlen schwarz sind. Der schlanke Schweif ist oben fahlgelb, unten weiss, mit drei schwarzen Reihen gezeichnet und an der Spitze schwarz.

***) Plinius, l. 6, cap. 29.

***) Bei Montesquieu, II, XVIII.

Tradition Ottomane) wird die Fabel anders erzählt: Aus der Nase des Schweines war eine Ratte hervorgegangen, welche Alles, was ihr unterkam, zernagte, zum grössten Aerger für Noah, der sich nicht zu helfen wusste und darum Gott um Rath fragte, von dem er den Auftrag erhielt, dem Löwen einen gewaltigen Streich auf die Stirne zu versetzen. Der Löwe nieste und eine Katze fuhr aus seiner Nase. So berichtet dort der Schatten des Japhet, von Absalon befragt. Wer denkt hiebei nicht an Minerva, die aus der Stirnbeule Jupiter's auf die Hammerschläge Vulcan's hin, gerüstet emporstieg?

Der Verfasser von „Les chats“, S. 65, erzählt einem Mollah, der im Gefolge des türkischen Gesandten in Paris sich befand, eine Variante zur Entstehung der Katze nach: In den ersten Tagen des Aufenthaltes in der Arche blieben die Thiere betäubt von dem ungewohnten Schaukeln des Fahrzeuges und Brausen der Wellen jedes in seiner Zelle, ohne sich um die anderen Thiere zu kümmern. Der Affe war der erste, den das Einsiedlerleben langweilte. Er machte sich an seine Nachbarin, die Löwin heran und trieb mit ihr allerhand Kurzweil.

Diesem Charmiren von Affe und Löwin hatte das erste Katzenpaar sein Entstehen zu danken.

Welche Schonung und zarte Rücksicht hatte Mahomed für seine Katze! Einmal war sie auf dem Zipfel seines Mantels eingeschlafen. Um sie nicht zu wecken, schnitt Mahomed, der einen dringenden Gang in eine Versammlung zu machen hatte, das Stück seines Mantels ab, auf welchem die Katze lag.*) Dem bei den Arabern herrschenden Brauche gemäss, der Vater einer Sache genannt zu werden, mit der man irgend etwas gemeinsam hatte, benannte Mahomed seinen liebsten Freund Abdorraham „Abuhareira“, Vater der Katze.**)

3.

Bei anderen Asiaten.

Dass auch bei den **Persern** die Katze in besonderer Gunst gestanden, ist schon aus einer Begebenheit, die unter einem ihrer hervorragendsten Könige sich ereignet haben soll, zu entnehmen.

Es war Hormus, der aus dem tiefen Frieden, in welchem er sein Volk beglückend lebte, durch die Kunde aufgeschreckt wurde: Sein Verwandter Schabe-Schah an der Spitze einer grossen Armee habe einen Einfall in sein Reich unternommen. Hormus versammelte seine obersten

*) Tournefort, Voyage du Levant.

**) Pridaux, Vie de Mahomet, 227, nach Elmacin und Bochart.

Beamten, und während er mit ihnen die verzweifelte Lage berieth, erschien ein ehrwürdiger Greis vor ihm und sprach: „Mein König, das feindliche Heer kann an einem Tage geschlagen werden. Du hast in Deinem Reiche einen Helden, dem dieser Sieg verheissen ist. Du wirst ihn an einem seltenen Merkmal erkennen. Was ich einst bei der Brautwerbung Deines Vaters Nuschirvan prophezeite, es soll sich nun erfüllen: Der Sohn, der aus dieser Verbindung hervorgehen wird, soll einen gewaltigen Sieg erringen, wenn es ihm gelingt, einen Mann ausfindig zu machen, der die Physiognomie einer wilden Katze hat. Ein solcher fand sich auch in der Person eines gewissen Baharam Kunim, Statthalters von Adherbigan, der zum Anführer gewählt, den vielfach überlegenen Feind auf das Haupt schlug.*)

Für Jene, welche wie Th. Einer, den Stammbaum der Katze nach **Indien** verlegen wollen, sei hier noch eine brahmanische Sage**) angeführt: Am Hofe des indischen Königs Salangam befand sich ein Brahmane und ein Heiliger (Fakir), beide durch seltene Tugenden ausgezeichnet, worin sie mit einander wetteiferten. Eines Tages stritten beide vor dem Könige über den höheren Grad ihrer Wundermacht. Der Brahmane vermass sich hoch und theuer, sein gewaltiger Einfluss bei dem Obergott Parabaravarostu gestatte es ihm, sich jeden Augenblick nach Belieben in einen der sieben Himmel zu versetzen. Der Heilige nahm seinen Gegner beim Wort und bestimmte den König als Schiedsrichter ihn auf die Probe zu stellen.

„Geh“, sagte der König zum Brahmanen, „und hole mir aus dem Himmel des Devendire, der noch nie von einem Sterblichen betreten ward, eine Blüthe vom Baume Parisadam, der die Unsterblichkeit verleiht.“ Ehrfurchtsvoll grüsst der Brahmane den König und verschwindet wie ein Blitz. Nicht lange, und der Brahmane erscheint mit der Wunderblume, welche das höchste Ergötzen der Götter jenes Himmels bildet und von ihnen eifersüchtig bewacht wird.

In Ehrfurcht und Bewunderung fällt der König und sein ganzer Hof auf die Knie und preisen den Brahmanen über alle Massen. Nur der Heilige schliesst sich dieser Huldigung nicht an, er sprach vielmehr mit unverholnem Spotte: „Du, mein König, und Dein ganzer Hof sind leicht zu bethören. Was da der Brahmane geleistet, ist nicht der Rede werth, das kann meine Katze hier auch.“ Als bald zeigte er seine Katze, Patripatan benannt, vor und flüstert ihr einige Worte ins Ohr, worauf sie rasch in den Wolken verschwindet. Im Himmel des Devendire wurde

*) Bibl. Orientale c. Kondemire.

**) Les Chats, nach einem Manuscripte des Akademikers Freret.

sie von diesem Gotte, besonders aber von dessen Lieblingsgöttin, die sich lange Zeit von der Katze gar nicht trennen wollte, mit Liebkosungen überhäuft. Endlich kam sie zurück zum Hofe des Königs, wo man schon mit der peinlichsten Ungeduld ihrer harrete und brachte einen ganzen Zweig vom Baume Parisadam mit. Der ganze Hof jubelte ihr zu und beglückwünschte überselig den Heiligen, dem jedoch der Brahmane den Triumph mit den Worten streitig machte: „Je nun, das Hauptverdienst, den grösseren Antheil an dem Ruhme hat nicht der Heilige, sondern seine Katze.“

4.

Bei den eranischen Völkern der mittelländischen Race.

Auf dem Wege, den die Verbreitung der Hauskatze sicherlich von Aegypten aus zu den Semiten und von diesen zu den **eranischen Völkern der mittelländischen Race** genommen, hat die Verehrung und Werthschätzung derselben freilich das Meiste eingebüsst, aber doch noch den Anhauch einer mysteriösen Achtung behalten, namentlich im Vergleich zu anderen Hausthieren. Als ein negativer Beweis hiefür mag es gelten, dass der Satiriker Lucian sich über die ägyptischen Thiergottheiten lustig machte, über die Katze jedoch ein respectvolles Schweigen bewahrte.

Während Griechen und Römer durch strenge Gesetze, heilige Räume von Hunden betreten zu lassen, verpönten, fand dies auf die Katze keine Anwendung.*)

Um jeder irrigen Anschauung vorzubeugen, sei hier schon betont, dass von der Erwähnung dieses Thieres bei den alten römischen und griechischen Schriftstellern durchaus nicht auf das Vorkommen der Katze als Hausthier bei den genannten beiden Nationen geschlossen werden könne, da sich die Bezeichnungen *γαλῆ*, *κάτις*, felis, mustela u. s. w. auf Wildkatze, Wiesel, Marder beziehen oder darunter die Hauskatze, die jene in Aegypten kennen lernten, zu verstehen ist, aber darum noch nicht die in der eigenen Heimath der Autoren domesticirte Katze.

Bei **Griechen** und **Römern**, ebenso bei germanischen und romanischen Völkern ward ebenfalls das Wiesel als die Vorgängerin der Katze zur Reinhaltung des Hauses und der Vorrathsgebäude gegen allerlei Gethier gehalten. Das Wiesel *ρύμιγγη*, im Neugriechischen *ρυμπίττα*, was als Kosenamen, der uralten Ursprunges sein mag, aufzufassen ist

*) Plutarch Qu. R. 37, 68.

und eigentlich eine Braut bedeutet. In der schon bei Babrius vorliegenden äsopischen Fabel (32) wird das Wiesel, γαλιῆ, von Aphrodite in eine Braut verwandelt. In der oben angeführten Legende wird es ja ebenfalls als Rächerin einer verlassenen Braut dargestellt und Jer. Moëd katou 1, 4 mit Bezug auf Ps. 58, 9, ischuth, Weibchen, genannt.

Die Moiren und Eileithyia hinderten, wie Antoninus Liberalis (29) erzählt, die Geburt des Herakles; sie wurden aber von der Galinthias überlistet, so dass Alkmene gebären konnte. Zur Strafe wurde sie von den Göttinnen in ein Wiesel γαλιῆ, verwandelt. Aber Hekate erwählte sie zu ihrer Dienerin. Als Herakles herangewachsen war, errichtete er ihr neben seinem Hause ein Heiligthum und brachte ihr Opfer dar. Vor dem diesem Heros geweihten Feste bedachten darum die Thebaner die Galinthias (auch Galinthis) mit Liebesgaben. Aelian (N. A. 15, 11) hingegen berichtet vom Hörensagen: „Das Wiesel war einst ein Mensch, übte Zauberei und Vergiftung und war zügellos in unerlaubter Liebe und darum verwandelte sie der Zorn der Göttin Hekate in dieses böse Thier.

Babrius, bei dem Ailouros auch als Marder oder Iltis erscheint, lässt Wiesel und Mäuse Krieg führen (Fabel 31), ebenso in Fabel 32, wo ein in eine schöne Frau verwandeltes Wiesel bei der Hochzeit sich durch die eifrige Verfolgung einer Maus verräth. Ebenso führt Phädrus in seinen Fabeln den Kampf von Wiesel und Mäusen an. Ein von einem Menschen gefangenes Wiesel ruft (1, 22): „O schone mein, die ich dir das Haus von lästigen Mäusen säubere!“ Schon in der Batrachomyomachie sagt die Maus zum Frosche, als sie der „Jagd des Wiesels entgangen“: „Aber vor Allem befürchte ich drei Dinge heftig auf Erden: Wiesel und Habicht sind's, die schrecklichen Jammer bereiten, auch die verderbliche Falle, in der ein kläglicher Tod weilt; aber am meisten befürcht' ich das Wiesel, denn es ist das Schlimmste, das in dem Loche sogar den armen Verkrochenen aufsucht.“ Andere übersetzen hier das Wort γαλιῆ mit Katze, wie überhaupt die griechischen und lateinischen Namen γαλιῆ, κάτις, κίτις, ικίτις, ἀίλουρος, mustela, felis, melis für alle die Thiere, die auf die Mäuse Jagd machen, vom Wiesel bis zur Wildkatze gebraucht wurden. In den Schriften des Aristophanes beginnt eine Geschichte: „es war einmal eine Maus und ein Wiesel.“ Auch in einem Stück des Plautus fängt eine mustella eine Maus. Vgl. V. Hehn, a. a. O. 376.

In Spanien figurirt es als Gevatterin, comadreja, im Baskischen führt es den Titel andereigerra, Frau, im Italienischen donnola, Frauchen, in deutschen Dialecten Jungferchen, Schönthierchen u. s. w. Wiesel,

ahd. wisula, wisila, wisala, wisela, mhd. wisele bedeutet selber fein, klug, weise, im Slavischen lastotschka, die Schmeichlerin, nevěstuka, die Braut, lasice, die Liebe, Holde — lauter Zärtlichkeitsbenennungen und Schmeichelnamen, welche auf dessen langjährige Verwendung als nützliches, für die Wirthschaft unentbehrliches Hausthier zurückzuführen sind. (Vgl. „Ausland“, 1879, Nr. 24, S. 472 ff.) Auch in den meisten anderen europäischen Ländern wurden Wiesel und Katze zu demselben Zwecke gleichzeitig bis zur naturgemässen Verdrängung des ersteren gezüchtet, was schon aus der Namensverwechslung beider hervorgeht.

Ueber das Wesen des Wiesels lassen wir hier eine scenisch belebte Darstellung der Brüder Adolf und Carl Müller folgen:

„Unsere beiden Wiesel sind doch die vielseitigsten Räuber unter den Mardern, Zwerge mit Riesenmuth, die Kämpfen in der Kleinthierwelt, welche Allem, „was da krecht und fleucht“ und schwimmt, den Krieg erklärt haben. Von unseren Grossvögeln, der Gans, dem Auerwild, bis hinab zum Zaunkönig und dem Goldhähnchen ist kein gefiedertes Wesen sammt seiner Brut sicher vor diesem beweglichen, feinsinnigen Ueberall und Nirgends; der Hase, das Kaninchen und der Hamster mit allen seinen kleinen und kleinsten Vettern, der Krebs und Fisch des Gewässers, der Frosch und die bissige Kreuzotter, ja der Käfer und Schmetterling in der Luft — sie alle verfallen dem ewig wachenden Raubsinne dieser vielbegabten Naturen. Unter allen unseren einheimischen Raubthieren offenbart sich bei der Jagd der Wiesel am sprechendsten ein hochgespanntes Wesen, eine Hochlaunigkeit, die ebenso sehr unser Interesse als unsere Bewunderung erregen. Entdeckt sich auch in allen Räubernaturen mehr oder weniger ein heisses Temperament, so tritt dasselbe doch am entschiedensten in diesen beiden äussersten Posten unserer Kleinräuber hervor.

Doch beobachten wir diese Thiere in den Aeusserungen ihrer Lebensthätigkeit; unsere Leser mögen sich dann selbst ein Bild ableiten aus den in freier Natur den kleinen Wichten abgelauhten Scenen. Da ertappen wir das kleine Wiesel oder Heermännchen sogleich im Frühjahr oder Sommer bei seiner Hauptbravour, der Mäusejagd. Schon beim Zutritt zu diesem Schlachtfelde seiner Thaten dringt aus den Löchern und Gängen der Nager ein durchdringendes Pfeifen und Piepen. Gleichzeitig rennen Mäuse bestürzt aus einer Höhle in die andere. Hinterher setzt das Heermännchen in gewandten Bogensprüngen. Es ist nicht viel grösser als eine gemästete Feldmaus, aber Dank seiner viel schlankeren Taille, ist es dem Verfolger ein Leichtes, den Flüchtlingen in die Erdröhren nachzuschlüpfen. Was nicht über dem Boden

im Genicke gepackt wird, das erreicht das nadelspitze Gebiss des Räubers gewiss in den Röhren. Den ersten Beutestücken wird von dem nach dem Gehirne lüsternen Wiesel der Kopf zerknirscht, nachdem es den Opfern das Blut aus der zerbissenen Halsschlagader gesaugt hat. Nunmehr aber beginnt ein unbändiges Morden, das dem Unkundigen unglaublich erscheinen mag. Unser kleine Held erhebt sich jetzt — wie sollen wir sagen? — zur Höhe begeisterter Jagdlust, zum Sport des Raubes. Immer hastiger verfolgt und drängt das Wiesel die Mäuse, diese bloß noch würgend durch tödtliche Bisse in Hals und Nacken. Es überkommt das Thierchen zuletzt eine Art Raubwahnsinn, in welchem es wie toll sich nicht allein von einer Maus auf die andere wirft, sondern auch mit hohem gellenden Pfiff wahrhaft verzweifelte Sprünge in die Luft macht. Dutzende von Mäusen fängt und würgt es auf solchen Jagden in sogenannten Mäusejahren. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie ein Heermännchen wahrhaft berauscht von solcher Todesjagd am Boden hertaumelte und unsere Gegenwart gar nicht wahrte. Sein erfolgreiches Würgen unter den Mäusen kann mit Recht eine Grossthat dieses Zwerges genannt werden. Sie wiegt alle die kleinen Unbilden auf, an Lerchen, Ammern, Wiesen- und Steinschmätzern und anderen auf dem Boden brütenden Kleinvögeln verübt.

Noch vielseitiger in seiner Raubbethätigung als das kleine Wiesel ist dessen Vetter, das grosse Wiesel oder Hermelin. In ihm verkörpert sich die zum Säugethier gewordene Schlange oder die Echse. Sein ungemein geschmeidiger, schlanker Körper zwängt sich durch die unscheinbarste Ritze oder Fuge, um in einem Geflügelhause sich dem Massenmorde hinzugeben. Auch seine Kletterfähigkeit erhebt es schon theilweise in der Vielseitigkeit des Raubes über das Heermännchen, obgleich unsere beiden Marder es in der Turnerkunst weit übertreffen. Hingegen lässt es seine Verwandten ebenso weit hinter sich im Sport des Schwimmens und der Jagd im Wasser.“

In seinem Schlangenrachen, dessen Kinnladen sich über einen rechten Winkel zu öffnen vermögen, trägt das gewandte Hermelin auch die Tauben- und Hühnereier in sein Versteck, deren Schalen noch die feinen Eingriffe der spitzen Eckzähne unter dem Vergrößerungsglase entdecken lassen.

Aber nicht nur dem zahmen Federvieh, auch den krallenbewehrten, geflügelten Räubern kann der kleine Schelm gefährlich werden. Es wurde schon der Fall beobachtet, dass eine Eule oder ein anderer Raubvogel ein Wiesel überfiel und es in seinen Fängen mit sich empor in die Lüfte trug. Das Wiesel verlor auch in schwindelnder Höhe seine

wehrhafte Geistesgegenwart nicht; flink fasste es den Entführer an der Gurgel, verbiss sich darin und sog. ihm so lange das Blut aus, bis er ermattet zu Boden fiel. Der Räuber wurde also der Raub der Beute.

Der wilde Blutdurst des bedenklichen Gesellen, der zuweilen zum Ausbruche gelangte, wo er am wenigsten erwünscht war, veranlasste schon lange den Menschen, dem Wiesel als Hausthier den Abschied zu geben; und wie es der Hauskatze den Platz räumen musste, so soll es auch hier in unserer Darstellung nunmehr der Katze das Terrain ganz überlassen.

Kehren wir nun zur **Katze** zurück und sehen wir, welche Aufmerksamkeit, Verwendung und Behandlung sie bei den Völkern der mittelländischen Race erfuhr und erfährt.

Die meisten Forscher stimmen darin überein, dass unsere Hauskatze ihren Stammbaum auf die zuerst in Alt-Aegypten gezähmte Art zurückführt. Die Anlage zum Variiren mag die zierliche, schlanke nubische Falbkatze, die sich mit den im Nillande vorkommenden *F. caliculata*, *bubastes* und *chaus* mischte, nach Europa mitgebracht haben, wo sie Verbindungen mit der heimischen Wildkatze einging, wie es die domesticirten Katzen unter jedem Himmelsstriche thun, so in Indien unter Anderen mit *F. ornata*, in Südafrika mit *F. caffra*, in Algier mit *F. lybica*, in Paraguay nach Azara mit zwei Wildkatzen-Arten, daher die mannigfachsten Spielarten, welche noch unter unseren Augen entstehen. Als ein directes Zähmungsproduct der Wildkatze ist jedoch die Hauskatze kaum anzunehmen, da sie im Skelett und sonstigen Körperverhältnissen wesentlich von jener abweicht, abgesehen von dem Temperamente der Wildkatze, die nach Brehm (I., 298) sogar erwachsene Männer angreift. Auf sie beziehen sich wahrscheinlich die ältesten griechischen und römischen Berichte über die einheimische Katze.

Aristoteles, Aelian, Plinius (l. XI., c. 73) beschäftigen sich eingehend mit dem Liebesleben der Katze; nur sind sie verschiedener Ansicht über das Temperament von Männchen und Weibchen. Aristoteles*) meint: *Sunt porro foeminae ipsae natura libidinosae et salaces, itaque mares ad coitum ipsae alliciunt, invitant, cogunt, puniunt etiam nisi pareant.*

Aelian**) hingegen behauptet: *Ex felibus mas est libidinosissimus, foemina vero prolis amantissima, quae ideo maris coitum refugit*

*) De Mirabilibus, I., 1166.

**) l. VI., c. 27.

Strabo*) berichtet, dass in Spanien afrikanische Katzen zur Kaninchenjagd abgerichtet wurden, was ihnen auch Diodor (14) nachrühmt.**)

Als Schlangenjäger bewährten sich die Katzen auf der Insel Cypren. Die Spitze der Insel gegenüber von Daphos (Bafa) wurde ihnen zu Ehren Katzenap genannt. Dort soll noch die Ruine eines Klosters gezeigt werden, worin einst Mönche eine grosse Anzahl von Katzen hielten, welche das Land von giftigen Schlangen säuberten, die eine arge Plage bildeten. Diese Klosterkatzen waren so gut dressirt, dass sie auf den Ton einer bestimmten Glocke sich auf die Jagd begaben, die sie mit staunenswerthem Eifer und Geschick betrieben und von der sie, sobald die Mittagsglocke läutete, zurückkehrten, um nach der Fütterung schon wieder auf die Felder zum Schlangenfang zu eilen.***)

Als die **Türken** Cypren eroberten, zerstörten sie das Kloster und nahmen die Katzen als kostbare Beute mit nach Hause. Wie alle Mahomedaner erwiesen sie ohnehin den Katzen besondere Liebe und Freundlichkeit, die noch heutzutage bei den Türken vorkommt. In Constantinopel werden die Katzen nicht wie Haustiere, vielmehr wie Hauskinder behandelt. Es stirbt selten ein Reicher, ohne Legate für die Katzen zu hinterlassen, um ihnen eine gute Pflege zu sichern. Solcher Katzenasyle gab es früher in mahomedanischen Städten nicht wenige, wie aus den Reiseberichten von Villamont, Corneille, Le Brun u. A. ersichtlich ist. Nach Tournofort sollen die levantinischen Katzen aus Malta stammen.

II.

Die Katze in der Neuzeit und Gegenwart.

Die rücksichtsvolle Behandlung der Katzen lernten die **Italiener** von den Orientalen. In Venedig und Rom zumal paradirte man mit ihr

*) I. III., 99.

**) Sollte sich ein anschlägiger Kopf durch obigen Bericht angeregt fühlen, die achtzehnhundertjährige Erbschaft der genannten Autoren anzutreten, so könnte er um den enormen Preis sich bewerben, dessen Ausschreibung jüngst durch viele Blätter ging und den ich hier folgen lasse:

„Vertilgung der Kaninchen.

New South Wales, Sidney, Dep. of mines, 31./8. 1887.

Das Departement setzt einen Preis von 25.000 L. St. für die Erfindung eines Mittels zur Vernichtung der Kaninchen auf eigene Kosten auszuführen.“

Vielleicht wäre in der Einfuhr zahlreicher auf die Kaninchenjagd dressirter Katzen das ersehnte Arcanum gegen die dortige Landplage zu finden.

***) Debreves, Voyages du Levant. 25.

und umgab man sie, wie C. le Brun erzählt, mit lächerlicher Sorgfalt. Die persische Katze, eine der schönsten dieser Thiergattung, wurde von dem berühmten Reisenden Pietro de la Vallé, der die schöne Asiatin Maani geheirathet und als Aussteuer eine Schaar prächtiger Katzen mitbekommen hatte, um das Jahr 1520 aus Chorasán nach Italien eingeführt. Ungefähr 100 Jahre später kam diese Katzenart durch einen gewissen Menard nach **Frankreich**, um da einen förmlichen Cultus zu finden, dem selbst die französische Flatterhaftigkeit und Lust an der Abwechslung nichts anzuhaben vermochte. Wenn in Aegypten die Katze als Liebesgöttin verehrt wurde, so wählte man sie in Frankreich zum Symbol der Liebe.

Der Dramatiker Fusilier lässt in seiner „Mellusine“ Trivelin sagen L'Amour est un petit Matou, enjoué, carressant; mais l'Hymen oh! oh! c'est un Rominagrobis (ein Wortgemisch aus Raoul, d'Hermine, de Grobis, was so viel heisst als: un chat, qui fait le gros Monsieur sous sa robe d'Hermine).

Bei **Scythen, Vandalen, Sueven, Hunnen** wurde die Katze zum Wappen und Fahnenbilde gewählt.

Im **nördlichen Europa** ist sie erst im 10. Jahrhundert bekannt. Nach der in der Gesetzsammlung für Wales enthaltenen Bestimmung des Howell Dha hatte sie grossen Werth und waren auf deren Tödtung oder Misshandlung besondere Strafen gesetzt.

In welch' seltsamer Weise man sich im vorigen Jahrhundert gegen den Schaden zu wahren suchte, welchen Katzen anrichten können, zeigen folgende Verordnungen, die der „Chronik von Friedland und Umgegend“ von August Werner entnommen sind: Am 27. Juli 1744 erliess der Grundherr von Friedland nachstehende Ordre: „Es ist bekannt, was vor grossen Schaden die Katzen theils am brütenden Flügelveh, theils dem ganzen Wildpret zuzufügen fähig sind. Indem nun diesen noch geholfen werden kann, wenn den Katzen die Ohren abgeschnitten werden, als wird dem Rath hierdurch anbefohlen, die ungesäumte Veranstaltung zu machen, womit bei Vermeidung willkürlicher Strafe denen an jenen Orten befindlichen Katzen die Ohren abgeschnitten, mithin der dadurch verursachte Schaden künftig vermieden werde.“

Nach Oken (Allgem. Naturgesch. 7, 3, 1582) wäre dieses Mittel allerdings ein probates. Er meint nämlich: Die Katzen schaden auf der Jagd, indem sie die jungen Hasen fangen und daher müssen ihnen in manchen Ländern die Ohren gestutzt oder geschlitzt werden, weil ihnen dann das daranschlagende Gras Schmerzen verursacht.

Der Name **Katze**, **Kater**, **catus** verdient wohl schon seines nahezu kosmopolitischen Charakters wegen, dass man auf seine Entstehung eingehe.

Im Germanischen, Slavischen, Romanischen, Keltischen wie im Spätlateinischen begegnen wir derselben Wurzel: ags, *cat*, ebenso keltisch, irisch, ersisch, dänisch, schwedisch, isländisch *köth*, kymbrisch *câth*, biscayisch *catua*, slavisch *kocour*, *kočka*, russisch *kot*, türkisch *kodi*, neugriechisch *γάτα*, italienisch *gatto*, spanisch *gato*, catalonisch *cat*, französisch *chat*, nach Perron aus dem keltischen *cat* (auch *cas*) wie *charbon* aus *carbo*. Das lateinische *catus* oder *cattus*, anlehnend an *cautus*, vorsichtig, aus dem griechischen *κατῆς*, bei Homer *κῆτις*, tritt erst im 4. Jahrhunderte als gewöhnliche Bezeichnung für die Hauskatze auf und zwar zuerst bei dem landwirthschaftlichen Schriftsteller Palladius (4, 9, 4), der anstatt der gebräuchlichen Wiesel das Halten der Katzen gegen Mäuse empfiehlt. Später findet sich der Name *catta* beim griechisch schreibenden Kirchenhistoriker Evagrius Scholasticus (4, 23) (Ende des 6. Jahrhunderts).*)

Dass die zahme Katze aus Afrika stammt, dafür ist der Umstand bezeichnend, dass in keiner europäischen Sprache der Name derselben auf eine ältere arische Wurzel sich zurückführen lässt. Das zendische *gadhwa*, das man für Katze hielt, wird richtiger mit Hund übersetzt. Die asiatischen Namen im Armenischen, Persischen, Türkischen und anderen sind auf dem Wege des Byzantinisch-Griechischen dem Lateinischen entlehnt, von wo das Wort *catus* auch in alle romanischen Sprachen mit Ausnahme des Walachischen übergegangen ist, weil es sich erst einbürgerte, als Dacien bereits eine Beute der Barbaren und die lateinische Sprache daselbst isolirt war.**)

Nach Pictet (Tr. d. Pal. I., 38) stammt *catus* vom syrischen *catô*, arabisch *kith*, das aber nicht semitischen Ursprungs ist, sondern von dem afrikanischen Idiome, nämlich von *gâda* im Affadeh (von Burnu) und von *Kaddiska* im Nuba und Barbara stammt.

Manche wollen in der deutschen Benennung „Katze“, deren Ursprung von *catus* unzweifelhaft ist, das ad. *chazza*, *Hatz*, also

*) Der Scholiast zu dem in Alexandrien dichtenden Kallimachus in der Ceres hymne 11 fügt zu *ἀιλουρον* die Erklärung: *τὸν ἰδίως λεγόμενον κῆττον*. Dass die Katze von Horaz Sat. 2, 5, 79 in der Fabel von der Feldmaus und Hausmaus nicht erwähnt wird als Mäusefeindin, vielmehr der Hund, beweist offenbar, dass zu des Dichters Zeit die Katze in den römischen Häusern noch nicht gehalten wurde. Vgl. V. Hehn, a. a. O. 377.

**) Kosmos, a. a. O. 117 ff.

die Jagende erkennen. Ein fremdes Lehnwort wird ja mit Vorliebe — und dazu muss man kein Sprachreiniger à la Stefan sein — einem klang- und sinnähnlichen Worte der eigenen Sprache assimilirt, wie *catus* von *captura* bei Isidorus 12, 2, 38 (zu Anfang des 7. Jahrh.) abgeleitet wird.

Der deutsche Katzenname **Busi** erinnert merkwürdiger Weise an den altägyptischen **bas, bes** (Basth, Bubastis), den Brugsch, G. Aeg. S. 200 aus dem Altarabischen herleitet, und an das englische *Bus*, Katze, das indess nach Pictet vom sanskritischen *puchta* oder *pitscha*, Schweif, kommen soll.

Die Katzenbenennungen *Buse*, *Bise* will Grimm (Wörterbuch 2, S. 562) von einem Lockruf für die Katze, nämlich *bus, bus! büs, büs!* ableiten, was an *bst* gemahnt, elsäss.: *bise, bize*, schweiz. *busi, büsi* (Stald. 1, 248), schwäb. *buse*, nd. *puse*, nll. *poes*, engl. *puss*, dän. *puus*, norw. *puse*, ir. *pus*, gal. *puis*, ein weit verbreitetes, sicher altes Wort mit Uebergang des B in M, bair. *miez, mutz, mutzel* (Schm. 2, 663, 664), hess. *miez, minz, mise, mise Kätzchen*, vgl. *mauen, miauen, maunzen*, anderwärts *zitz, zit*; in d. Schweiz wird aber mit *bus, busch* auch dem Kalb gelockt und *buschi, buscheli, buseli, briseli* heisst ein Kalb, was wiederum bair. und hess. zu *motschel, mötschelein, motschelchen* wird (Schm. 2, 658) und an *μύχος* erinnert, welches vorzugsweise Kalb und Rind, aber auch das Junge anderer Thiere bezeichnet.

Weit richtiger mag die schon erwähnte Ableitung vom altarabischen und ägyptischen *bes, bas, bast* sein und daraus die weitere Verbreitung dieses Namens sich erklären. Der Lockruf ist secundär. Man lockt eben das Thier mit seinem Namen oder mit seinen eigenen Naturlauten. Wenn Heinsius u. A. diese Namen von *Buse*, feines Haar ableiten, so scheinen sie es auch beim umgekehrten Ende angefasst zu haben, anstatt in *Buse* die Bezeichnung für feines katzenartiges Haar zu erblicken.

Durch die vorangeschickten etymologischen Nachweise sind zugleich die Etappen der Immigration dieses Hausthieres von Volk zu Volk gezeichnet: Von Nubien in die Nilländer,*) dann zu den Semiten und von diesen durch die Römer zu all den europäischen Völkern ihres Herrschergebietes.

Ebensowenig als auf assyrischen und babylonischen Denkmälern findet sich die Hauskatze auf griechischen oder römischen, denn selbst

*) Nach Fr. Lenormant, die Anfänge der Cultur I., 243, soll die Katze erst seit der 12. Dynastie auf den ägyptischen Denkmälern vorkommen.

ähnliche Darstellungen sind auf Wildkatzen zu beziehen. Auch bei den Ausgrabungen in Pompeji haben sich keine Katzen-Skelette gefunden. Pferde, Hunde, Ziegen und andere Hausthiere wurden verschüttet und deren Reste wieder aufgefunden, aber Katzen waren nicht darunter. („Ausland“, 1872, Nr. 7.)

Bei der Einführung der Hauskatze im 2. Jahrhundert n. Chr. legte man, wie erwähnt wurde, der Katze wohl auch den Namen des Wiesels bei, das sie zu vertreten hatte, nämlich γαλιτ̃. So geschieht es noch bei den byzantinischen Schriftstellern des Mittelalters, während die Römer verschiedene Thiere, die sie zur Vertilgung der Mäuse hielten, schlechthin feles nannten, welcher Name dann auf die Katze überging. Cicero nennt so die ägyptische Hauskatze und Plinius h. n. X. 73, 94; XI. 37, 65 meint damit offenbar die Wildkatze, da er sie unter den wilden Landthieren aufzählt. Auch bei den alten Indern findet sich keine Bezeichnung, unter der mit Gewissheit die Katze zu verstehen wäre. Zur Zeit der Veda war sie noch gar nicht bekannt und die späteren sanskritischen Benennungen wie kalavrka, Hauswolf, muschakârati, Mäusefeind, akumbug, Rattenfresser, sind Umschreibungen, die sich ebensogut auf andere Thiere mit gleich nützlichen Eigenschaften beziehen können.

Die Abstammungsfrage fand eine ebenso originelle als tief gründende Forschung in den Untersuchungen des Professors Dr. Theod. Eimer in Tübingen, aus welchen ich hier Excerpte folgen lasse:

„Betrachtung der Verwandtschaftsbeziehungen unserer Hauskatze und der Wildkatze, wie sie vorzüglich auf Grund der Zeichnungsverhältnisse, dann aber auch derjenigen des Skeletes sich ergeben.“

„Wenn man die Frage bisher so stellte, ob die Hauskatze (*Felis domestica*) von der wilden (*F. catus*) abstamme oder von der nubischen Falbkatze (*F. maniculata*) und wenn man dieselbe in der neueren Zeit in der Regel in letzterem Sinne beantwortet, so komme ich zu dem u. A. von Brehm ausgesprochenen Ergebniss, das *F. domestica* und *maniculata* einfach eine und dieselbe Art sind. Damit ist jedoch die Beziehung zwischen *F. catus* und *domestica* bezw. *maniculata* nicht gelöst. Meine Untersuchungen führen mich nun zu dem Schlusse, dass diese Beziehungen ungefähr geradezu umgekehrte sind, als man früher annahm, indem man *domestica* von *catus* abstammen liess. Die Zeichnungsverhältnisse weisen darauf hin, dass umgekehrt *F. catus* entweder von *domestica* bezw. *maniculata* abstammt oder doch jedenfalls von einer

mit der letzteren nächstverwandten Urform. Uebrigens spricht, wie wir sehen werden, nichts gegen die erstere Auffassung als etwa die Neuheit derselben.

Bevor ich zu dieser Frage, bezw. zu den Verhältnissen der Zeichnung übergehe, will ich die astrologischen Merkmale behandeln, welche man bisher zur Entscheidung der verwandtschaftlichen Beziehungen unserer Thiere beigezogen hat.

Was die Verwandtschaft zwischen *F. domestica* und *maniculata* angeht, so möchte ich zunächst hervorheben, dass der Schädel der letzteren, nach einem Exemplar, welches ich aus Nubien mitgebracht, in allen im Folgenden erwähnten Verhältnissen demjenigen der *F. domestica* entspricht. Als Unterschiede zwischen *F. catus* und *domestica* werden unter Anderen von Blasius (Säugethiere Deutschlands) die folgenden hervorgehoben: Bei *F. catus* tritt

1. der zweite Lückenzahn im Oberkiefer mit der hinteren Hälfte so weit nach Aussen vor wie der Reisszahn mit der vorderen Hälfte — bei *domestica* nicht.
2. Die letzte Spitze des oberen Reisszahnes wendet sich so stark nach Aussen, dass sie über die Richtung der hohen Spitze des zweiten Lückenzahnes und des Reisszahnes nach Aussen weit vorsteht — bei *domestica* nicht.
3. Der innere niedere Höcker am Reisszahn liegt in der Richtung der beiden Höcker in der hinteren Hälfte des Reisszahns — bei *domestica* über die Richtung der beiden Höcker des Reisszahns hinaus, nach innen.
4. Die Nasenbeine treten nach hinten in die Stirnbeine hinein weiter vor als die Oberkieferbeine — bei *domestica* nicht.
5. Die Stirnbeine berühren hinter den Augenhöhlen mit ihrem Hinterrande den Vorderrand der Schläfenbeine — bei *domestica* nicht: hier werden sie getrennt durch den vorderen Winkel des Scheitelbeins von oben und dem grossen Flügel des Keilbeins von unten her.
6. Die beiden Löcher am Hinterrande des Zwischenkiefers auf der Gaumenfläche sind rundlich eiförmig, vorn etwas verschmälert und wenig breiter als lang — bei *domestica* schmal länglich, ungefähr dreimal so lang, mit parallelen Rändern.

Auf Grund der Vergleichung des mir zu Gebote stehenden Materials kann ich kein einziges dieser Unterscheidungsmerkmale als absolut massgebend anerkennen. Vor Allem gilt dies für das unter 5. angeführte: nur einer der mir vorliegenden fünf bis sechs Schädel von *catus* zeigt die von Blasius angeführte Beziehung zwischen Stirn-

und Schläfenbeinen — ebenso aber auch einer unter einer gleichen Anzahl von Schädeln der *domestica*.

Mehr erscheint dagegen das Merkmal 1., die Stellung des zweiten Lückenzahns betreffend, als charakteristisch, denn nur bei zwei meiner *catus* gilt es nicht vollständig, indem hier der zweite Lückenzahn etwas hinter dem Reisszahn zurücksteht, nahezu wie bei *domestica*.

Das 2. Merkmal gilt für alle sechs *catus*, aber auch für zwei *domestica*.

Wenig massgebend ist wieder das 4. Merkmal: es gilt zwar ungefähr für alle *domestica*, aber entschieden nicht für zwei *catus* unter sechs.

Das 6. Kennzeichen gilt noch weniger; die *foramina incisiva* sind rundlich bei drei, länglich bei drei *catus*, länglich bei drei, rundlich bei zwei *domestica*.

Unter den Schädeln von *catus*, welche in einzelnen Punkten mit der Blasius'schen Diagnose nicht stimmen, stimmt einer nicht in dreien derselben: in 1., 4. und 5.; ein anderer stimmt nicht in 1. und in 6. Man könnte daher ersteren Schädel für zweifelhaft erklären, wenn nicht seine übrigen Verhältnisse und die des übrigen Skeletes entschieden für seine Echtheit sprächen. Wollte man auch den anderen ausscheiden, so blieben immerhin der Einwände gegen die Vollgiltigkeit der Blasius'schen Unterscheidung genug. Nicht als ob die aufgezählten Kennzeichen gar keinen Werth zum Zwecke der Unterscheidung besäßen — sie besitzen wohl einen solchen, aber nur einen relativen, nicht einen absoluten. Man kann durch Abwägen derselben unter Zuhilfenahme ähnlichwerthiger, welche sich auf die Gesamtform des Schädels, auf die Knochengräten desselben und auf seine Capacität beziehen, im Allgemeinen wohl entscheiden, ob ein Schädel hierhin oder dorthin gehöre, nicht aber so bestimmt, wie es die Unterscheidung zweier Arten verlangt.

Nachträglich wurde ich mit den auf den Gegenstand bezüglichen Bemerkungen von Dönitz bekannt (Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 17. März 1868), welche mit meiner Kritik der Blasius'schen Unterscheidungsmerkmale durchaus übereinstimmen.

Wenn dagegen Dönitz von einer stärkeren Ausprägung der Knochengräten bei der Hauskatze gegenüber der Wildkatze spricht, so möchte ich nach den mir vorliegenden Objecten eher das Umgekehrte behaupten. Eher lässt sich das Merkmal „kräftigere Entwicklung der Zähne“ bei *catus* erwähnen, ist aber auch durchaus relativ. Martin (Das Leben der Hauskatze, 1883) hebt als grösste Verschiedenheit zwischen

den beiderlei Schädeln die hervor, dass das Profil des Wildkatzenschädels viel gewölbter sei, während der Hauskatzenschädel ungleich mehr geradlinig sei und „die Längsachse des Hirnkastens einen viel geringeren Winkel zur Achse des Gesichts“ bilde. Martin zeichnet jenen Unterschied in der Schädelwölbung jedenfalls sehr übertrieben ab. Ich kann ihn nach den mir zu Gebote stehenden Schädeln gleichfalls nicht als massgebend anerkennen, doch ist reicheres Material einem endgiltigen Urtheil über seinen relativen Werth zu Grunde zu legen.

Dönitz's Erklärung der Grube am oberen Ende der Nasenbeine bei *domestica* als Folge der dickeren Knochen gezähmter Thiere stimmt übrigens auch nicht: die Grube ist auch bei meiner *maniculata* vorhanden und kommt auch bei *catus* öfters vor. — Ich hoffte durch Wägen der Schädel und Messen der Schädel-Capacität bestimmte Zahlen zu bekommen, allein die Unterschiede im Schädelgewicht sind offenbar nach dem Alter zu bedeutend, als dass man mit wenigen Wägungen etwas machen könnte. Der Schädel des alten *catus* von meinem Skelet wiegt mit Unterkiefer 38·465 g, der eines Weibchens 30·179 g, der von *maniculata* alt, Weibchen, 35·617 g, der einer weiblichen *domestica* (Skelet) 35·52 g, der einer jungen, aber ausgewachsenen *domestica* 22·077 g. Die mir zugänglichen übrigen Schädel von *domestica* sind irgend verletzt.

Am meisten wird, wie gesagt, solcher Forderung genügt durch das erste der aufgeführten Merkmale, welches zudem auf die Zähne sich gründet, aber auch dieses ist also nicht durchaus durchgreifend. Und nur solche relative Unterschiede sind es bekanntlich, welche für die Unterscheidung auch der übrigen Theile des Skeletes gelten, abgesehen von den allgemeinen Grössenverhältnissen.

Nach meinen Messungen bei 3 *catus*, 3 *domestica* und 1 *maniculata* betragen die mit dem Tasterzirkel genommenen Schädelmasse in mm bei

1. der Schädelänge	<i>catus</i>	<i>domest.</i>	<i>manic</i>
a) vom Zwischenkiefer bis zur Hinterhauptsgräte . . .	8·8—9·5	8·5—8·8	8·6
b) von da bis zum Hinterhauptsloch	8·45—9·1	8·1—8·4	8·35
2. von dem hinteren Rande der Nasenbeine bis zur Hinterhauptsgräte	8·3—9·2	7·8—8·2	8·1
3. von ebenda bis zum Hinterhauptsloch	8·2—8·7	7·6—8·1	7·9

	catus	domest.	manic.
4. grösste Schädelbreite	4·05—4·5	4·0—4·25	4·2
5. grösste Jochbogenbreite	5·95—6·55	6·2—6·4	6·3
6. Länge der Nasenbeine	2·1—2·2	1·82—2·15	1·8
7. Länge der Oberkiefer	2·7—3·3	2·35—2·7	3·1

Man sieht, dass *catus* sich insofern unmittelbar an *domestica* anschliesst, als seine kleinsten Masse fast genau den grössten von *domestica* entsprechen, während die von *maniculata* die Mitte von *domestica* halten.

Ausser den angegebenen oder aus den mitgetheilten hervorgehenden Merkmalen unterscheidet sich *catus* von *maniculata* und *domestica* — abgesehen von der Gesamtgrösse — bekanntlich durch den buschigen Schwanz. Dagegen kann ich nicht finden, dass die Länge des Schwanzes einen Unterschied abgibt: sie beträgt in allen Fällen ziemlich genau $\frac{1}{3}$ der Gesamtlänge des Thieres — der Schwanz ist insbesondere bei *maniculata* nicht länger als bei *domestica*, bei *catus* absolut nicht verhältnissmässig länger.

Uebergend zur Zeichnung der drei in Frage stehenden Katzen, mag zunächst bemerkt werden, dass die bisher selbst von den besten Schriftstellern hervorgehobenen Beschreibungen und Unterscheidungen derselben deshalb als werthlos erscheinen, weil ihnen der Schlüssel zur Erkenntniss des wirklich Wesentlichen, die Möglichkeit der Feststellung typischer Charaktere fehlte. So sagt Blasius von *Felis catus*: „An den Kopfseiten verlaufen zwei wellige, nach hinten einander genäherte dunkle Binden. Der Scheitel ist von der Stirn an mit vier Reihen von schwarzen Flecken bezeichnet, die hinter den Ohren in vier deutliche, nach hinten auslaufende dunkle Bogenbinden übergehen. Die Schultergegend ist ausgezeichnet durch zwei dunkle, nach unten fahle Bogenbinden, zwischen welchen der dunkle Mittelstreifen beginnt, der über den Rücken bis zur Schwanzwurzel verläuft. Die Seiten des Körpers sind mit verwischten rundlichen und länglich bogigen Flecken bezeichnet, die zu sechs bis sieben schräg nach hinten und unten verlaufenden unregelmässigen und unterbrochenen Binden zusammenlaufen etc.“

Bevor ich die Zeichnung im Einzelnen charakterisire, will ich bemerken, dass dieselbe bei *F. domestica* und *maniculata* im Wesentlichen dieselbe ist, mit der Einschränkung, dass sie bei der ausgebildeten *maniculata* mehr verschwommen ist, theilweise auch geschwunden, besonders an Kopf und Rumpf, während sie an den Gliedmassen dadurch umso deutlicher erscheint, und ferner dass die graue Farbe einen gelblichgrauen Ton hat, der aber auch bei einzelnen *domestica* ganz

ebeuso vorkommt — alle diese Eigenschaften sind aber nicht typische, vielmehr sind sie offenbar nur Folge relativer Anpassung an die Verhältnisse des freien Lebens in der Wüste. Ist auch bei *catus* die Zeichnung in der Regel im Alter — vorzüglich bei alten Männchen — im Ganzen matt, so sind hier doch mehr typische Unterschiede gegeben: die Jungen haben die Zeichnung der quergestreiften Hauskatze und beim Weibchen erhält sich dieselbe noch mehr als beim Männchen — nirgends kommt irgend etwas in der Zeichnung hinzu, was nicht auch bei der Hauskatze vorhanden wäre. Alles dieses zeigt, im Verein mit den Eigenschaften des Skelets, wie wenig im Grunde die wilde Katze von der Hauskatze, bezw. der *maniculata* entfernt steht und weiter, dass jene gegenüber diesen die vorgeschrittenere Form ist, so dass sie nur von ihnen abgeleitet werden könnte, nicht aber umgekehrt.

Demnach müssen wir auch bei der Beschreibung der Zeichnung, um deren charakteristische Merkmale zu bekommen, von der Hauskatze ausgehen und zwar von der stark quergestreiften Varietät derselben, welche offenbar den ursprünglichen Zustand der Zeichnung — abgesehen von noch weiter zurückliegenden Stufen derselben — am besten darstellen wird.

Fast durchaus identisch mit *maniculata* in Farbe und Zeichnung ist die ihr geographisch zunächststehende *caligata*. Auch sie zeichne sich vorzüglich dadurch aus, dass die dunkeln Streifen an den Gliedmassen kräftig hervortreten, während im Uebrigen fast Einfärbigkeit vorherrscht.

Es muss nun zunächst noch hervorgehoben werden, dass die quergestreifte Hauskatze im Vorstehenden selbstverständlich als der ursprüngliche Typus unserer gewöhnlichen Hauskatze überhaupt angenommen ist, und in der That findet man, dass auch solche Hauskatzen, welche im ausgebildeten Zustande durchaus einfarbig oder welche ungleichmässig gefärbt sind, in der Jugend meist mehr oder weniger deutlich die ausgesprochene Zeichnung der quergestreiften Katze tragen, bezw. dass sie den Jungen dieser darin gleichen. Dasselbe müsste von den Jungen der *maniculata* gelten, indessen besitze ich über die Zeichnung derselben keine Nachrichten. Um so wichtiger ist mir der Besitz zweier ausgebildeter Fötus des Sumpfluchs oder Stiefelluchs, *Felis caligata*, dessen Aehnlichkeit mit *F. maniculata* ich schon oben hervorhob. Ich habe diese werthvollen Fötus Herrn Dr. Schweinfurth in Kairo zu verdanken, wo deren Mutter vom Fürsten von Thurn und Taxis in den Zuckerrohrfeldern, so viel ich weiss, nicht lange vor meinem Aufenthalt (1879) geschossen worden ist. Nach den Exemplaren der Stuttgarter

Sammlung stimmt *caligata* nicht nur in Grösse und Färbung mit *maniculata* sehr überein, sondern speciell in der Zeichnung und besonders darin, dass diese an den Gliedmassen und am hinteren Theil des Schwanzes sehr kräftig ist und dadurch umsomehr absticht, als der Rumpf und überhaupt der obere Theil des Körpers die Zeichnung fast verloren hat. Von den Notizen, welche ich mir über jene Exemplare gemacht habe — Tübingen besitzt bis jetzt keines in der Sammlung — füge ich ausserdem an: Haupthalsband sehr schön, unmittelbar darüber ein zweites undeutliches. Kehle hellgelb, ähnlich wie bei *catus*, aber mehr weissgelbgrau, ebenso wie die Brust. Schwanz sechs Querzeichnungen einschliesslich der Spitze, die vorderen unten nicht deutlich. Am Rumpf, als Reste von Querbinden noch schwache Flecken oder — besonders an den Hinterbacken — noch Spuren von Querbinden. Ohrkehlbogen vorhanden. Schwanz etwas buschiger als bei *maniculata*. In der Stuttgarter Sammlung befindet sich nun ausserdem eine junge, halberwachsene *caligata*. Dieselbe ist gestreift wie eine junge *domestica*. Hier muss ich nachtragen, dass die Jungen der Hauskatze am Rumpf und ebenso an den Hinterbacken einige Querstreifen mehr haben als die alten: bei einem meiner Exemplare zähle ich an ersterem acht Streifen statt fünf, an letzteren acht statt sieben.

Meine jungen *catus* haben nicht mehr als die alten *catus* und *domestica* und dies wäre ein neuer Beweis dafür, dass die Wildkatze gegenüber *domestica* die vorgeschrittenere Form ist. Dagegen sind bei dem weiblichen meiner zwei Jungen von *catus* die Rumpf- und die Rückenlinien noch theilweise aus Flecken zusammengesetzt, während das gleichalterige männliche quergestreift ist — ein sehr hübsches Beispiel für das Gesetz der männlichen Präponderanz. Jene junge quergestreifte *caligata* aber hatte, soweit ich sie in Erinnerung habe, die grössere Streifenzahl der jungen Hauskatzen.

Die Fötus von *caligata* nun haben die sechs Kopflängslinien der *domestica*, aber dieselben sind durchaus scharf ausgeprägt, die äusserste verbindet sich mit der zweiten etwas vor dem Ohr; diese geht bis zum Augenborstenfleck. Die nächstinneren treten parallel den vorigen auf der Stirn auseinander, dann wieder zusammen. Zwischen ihnen liegen zwei Mittellinien, welche aus einer einzigen auf dem Scheitel entstehen und auf der Stirn wieder zusammentreten: ein Verhalten, welches, gleich dem ununterbrochenen Verlauf der zweitäussersten Scheitellinie bis zum Augenfleck, die zeitlebens mehr oder weniger längsgestreiften Katzen zeigen, die ich, wie alsbald besprochen werden soll, für die Stammeltern jedenfalls der *maniculata* und *catus* halte. Auf der Stirn

sind die Linien übrigens schon etwas in Fleckchen aufgelöst. Der Rumpf ist noch nicht quergestreift, sondern noch gefleckt, die Flecken fangen aber an zu Binden zu verschmelzen und auf den Hinterbacken ist dies geschehen. Am Schwanz kann ich etwa zwölf schwarze Ringzeichnungen zählen.

Alle diese und andere Thatfachen sprechen nun bestimmt dafür, dass wir die Stammeltern der in Frage stehenden Katzen, auch der *caligata*, zunächst in Formen zu suchen haben, welche mit unserer quergestreiften Hauskatze in der Zeichnung — und wohl auch im Uebrigen übereinstimmten — beziehungsweise mit ihr identisch waren, dann ferner aber in gefleckten oder längsgestreiften, wie sie z. B. in *javanensis* und *viverrina* noch in Ostindien und auf den Sunda-Inseln leben. Die Stammform der Hauskatze, die *maniculata*, kommt ausser in Nubien und Innerafrika, auch in Palästina vor und so nähert sie sich der Verbreitung der Wildkatze, von welcher angegeben wird, dass sie jedenfalls bis über den Caucasus hinaus wohnt. Die Jugendzeichnung der *maniculata*, bezw. *domestica* und der *caligata* einerseits und die von *catus* andererseits spricht sich nun, indem sie theils der Fleckung, theils gar ausgesprochener Längsstreifung sich nähert, in Verhältnissen aus, wie sie thatsächlich bei jenen genannten indischen Katzen sich finden. Es erscheint mir nach alledem als sehr wahrscheinlich, dass wenigstens die Stammeltern von *maniculata*, bezw. *domestica* und von *catus* in Asien zu suchen sind. Was *caligata* angeht, so wage ich trotz der erwähnten Beziehungen über den Grad ihrer Verwandtschaft mit den vorigen nicht zu entscheiden, ohne genauere Untersuchung insbesondere des Schädels.

Es spricht aber für sehr nahe Verwandtschaft jedenfalls die Angabe, dass sich der Sumpfluchs in seiner Heimath mit der Hauskatze paart, wie sich diese mit *maniculata* und mit *catus* fruchtbar paart. Auch ist *caligata* bekanntlich geradezu als Stammvater von *domestica* ausgesprochen worden.

Nachträglich, bei wiederholter Vergleichung meiner Fötus von *caligata* gewinnt eine zuweilen auch bei *domestica* deutlich ausgeprägte Eigenthümlichkeit Bedeutung für die Verwandtschaft beider Arten: quer über die Stirn läuft in der Höhe der vorderen Ohränder eine helle Linie, gebildet durch eine in gleicher Höhe gelegene Unterbrechung aller Stirnlängslinien, mit Ausnahme der mittelsten: Stirnquerlinie.

An der Hand der zum vollen Verständniss durchaus nöthigen Abbildungen werde ich diese Beziehungen, was zunächst *catus* und *maniculata* = *domestica* anbetrifft, an einem anderen Orte noch erläutern.

Ich suche die Stammeltern der genannten Formen also in ostindischen, bezw. malaiischen Arten, welche *Felis javanensis* (*minuta*) und *viverrina* entsprechen, oder ihnen unmittelbar nahestehen.

Uebrigens mögen hier einige der Eigenschaften von *Felis javanensis* (*minuta*) erwähnt werden, welche jugendlichen Eigenschaften der in Frage stehenden europäischen und afrikanischen Katzen entsprechen. Die Zeichnung besteht oben auf Kopf und Hals in Längsstreifen, die am Rumpf mehr und mehr in Flecken gebrochen sind und je weiter nach unten, umsomehr zu absoluten Fleckenzeichnungen werden.

Auf der Stirne liegen zwei dünne Mittelstreifen, welche auf dem Scheitel in einen verschmelzen. Die ihr benachbarten Längslinien verlaufen scharf bis zur Nasenwurzel. Die zwei äusseren jederseits verschmelzen vor dem Ohr und ihre Fortsetzung zieht als Stirnnasenlinie direct bis zum inneren Augenwinkel und bis zum Nasenwinkel. Nach innen von ihr und von ihr getrennt liegt eine Stirnschräglinie. (Nach aussen von ihr und mit ihr parallel zieht eine weitere Längslinie bis zum Ueberaugenfleck herab und erklärt diesen bei den anderen Katzen als untersten Ueberrest dieser Linie.) In wesentlichen Punkten, insbesondere bezüglich der Halsbänder und ihres Verhaltens zu den Rückenlinien entspricht übrigens die Zeichnung von *F. javanensis* und Verwandten ganz speciell jener der Zibethkatzen, welche, wie ich schon früher hervorhob, als die Stammeltern der Katzen überhaupt anzusehen sind.

Interessant ist mir eine Bemerkung W. Blasius' über einen Schädel von *F. maniculata*, wonach der verstorbene Prof. Jettles demselben brieflich mitgetheilt hat, er glaube nachweisen zu können, „dass die grössere Anzahl zahmer Katzenformen von einer persisch-indischen Species abstammt.“

Endlich füge ich noch ein paar Worte an über das Variiren der Hauskatze. Es ist höchst bemerkenswerth, dass dieses Variiren in seinem ursprünglichen Auftreten deutlich dem des Hundes entspricht. Nur ist zu bemerken, dass die dunklen Flecken auf der Oberseite sehr gern alle zusammen verschmelzen und so oben dunkle (schwarze) Färbung bedingen, was zusammenhängen mag mit dem grösseren Bedürfniss der Katze gegenüber dem Hund, durch die Farbe nicht aufzufallen, besonders bei Nacht. Auf entsprechende Weise entstehen auch die schwarz (grau), gelb und weiss gefleckten Katzen, indessen, wie mir bestimmte Objecte beweisen, zuweilen in der Weise, dass die ursprüngliche Zeichnung und Farbe an den Stellen bestehen bleibt, an welchen sonst dunklere Färbung auftritt, während die dazwischen

gelegenen sich gelb und weiss umfärben. Diese Art der Umbildung mag auch sonst auftreten.“

Th. Eimer ist — das Eine sei noch hinzugefügt — der Erste, der die biogenetische Wichtigkeit der Zeichnung in der angegebenen Weise bei den Thieren betonte und die er zum Gegenstande eingehender Untersuchungen machte. In seiner Schrift: „Ueber den Begriff des thierischen Individuum“ (Freiburg i/B. 1884), Seite 9, lässt er sich folgendermassen vernehmen:

„In ganz ausserordentlicher Weise hat man bisher misskannt die Deutung von Zeichen, von Flecken und Strichen, die sich auf der Haut der Thiere finden. Man hat das Alles für gleichgiltig gehalten und nicht daran gedacht, hier in irgend einer Weise einen Zusammenhang zu suchen. Es stellte sich mir aber bei genauerer Betrachtung heraus, dass ein solcher Zusammenhang in einer wunderbaren Weise existirt, dass es keinen Punkt in der Zeichnung irgend eines Thieres gibt, der nicht eine ganz besondere und bestimmte typische Bedeutung habe, und dass unter allen Zeichnungen, welche sich auf der Oberfläche des Thierkörpers befinden, ein ausserordentlich wunderbarer Zusammenhang existirt, so zwar, dass verschiedene Typen der Zeichnungen gegeben sind, die durch allmälige Umwandlungen in einander übergehen, so dass, wenn man die Endglieder dieser Formen, welche derartige Zeichnungen tragen, durch die Zwischenformen verbindet, man das scheinbar verschiedenste in verwandtschaftlichen Zusammenhang zu bringen vermag.

Ich bin in der Lage, nachzuweisen, dass sogar Hunde und Katzen in mittelbarer verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Von der Zibethkatze geht die Entwicklung der Raubthiere aus. Von hier führt die Zeichnung zu den Katzen, zu den Hyänen und zu den Hunden und, wenn Sie irgend einen Hund betrachten, der noch der Urform der Caniden nahe kommt, d. h. Schakal- oder Wolfsgestalt hat, so können Sie an ganz schwachen Schatten, die sich auf dem Felle des Hundes zeigen, die Hyänenstreifen und gewisse entsprechende Zeichnungen der Hauskatze erkennen. Sogar das Verändern der Hunde in der groben Weise, wie es allmäligen stattgefunden hat, dass Flecken der verschiedensten Art scheinbar regellos auf dem Körper entstanden sind, lässt sich auf diese ursprünglichen Linien zurückführen. Es sind immer nur wieder die ursprünglichen Schatten, die sich in grosser Ausdehnung ausbilden, dann allerdings verschiedentlich verändern, auch theilen, zusammenfliessen u. s. w. und so zu den scheinbar unvereinbarsten Zeichnungen führen.

Die ganze Umwandlung der Zeichnung geht aus einer Längsstreifung in eine Fleckung und zuletzt in eine Querstreifung über, bis die Zeichnung überhaupt schwindet. So finden wir, dass bei unserer Wildkatze die Zeichnung bei jungen Thieren zuerst noch mehr oder weniger eine Längsstreifung ist, später sich in Flecken auflöst, dann Querstreifung wird, bis beim alten Thier und zwar vorzüglich beim männlichen, die Zeichnung fast geschwunden ist. Wir kommen dabei zu einer wunderbaren Illustration des biogenetischen Gesetzes, des Gesetzes, dass die Entwicklung irgend eines Wesens die Stufen wiederholt, welche der Ahnreihe entsprechen, die diesem Wesen vorangegangen sind.“

Da der Eimer'sche Ableitungsversuch bei dem Umstande, als ihm nur ein sehr geringes Untersuchungsmaterial verfügbar war, dass ferner in den ältesten Urkunden und Denkmälern Asiens sich nichts über die Katze und von derselben findet, eigentlich ein prähistorischer zu nennen ist, der über den Rahmen einer blossen Vermuthung noch nicht hinausgewachsen, und da wir es hier vornehmlich mit der Historicität eines Hausthieres zu thun haben, so liegt noch keine Nöthigung vor, von der gewöhnlichen Ansicht über die Abstammung der Katze abzugehen und dies umsoweniger, als nach der Anpassungstheorie eine innere, sagen wir psychische Verwilderung mit einer fortschreitenden somatischen Entwicklung sich sehr wohl verträgt und der Rückschlag in die alten Urformen durch die Domestication keine Hemmung mehr erfährt.

Nach der Eimer'schen Theorie liesse sich auch die Thatsache kaum erklären, dass die wilde Katze in Afrika, Aegypten, Syrien und Arabien nicht vorkommt. Wenigsten schweigen darüber die Reisenden Dr. Shaw, Hasselquist, Forskal, Niebuhr, Geoffroy-St.-Hilaire u. A.

Es sei noch bemerkt, dass schon Oken (a. a. O. 1579) die gewöhnlichen Katzen Zibeththierkatzen nach ihrer Entwicklungsstufe nennt.

Von den verschiedenen Spielarten dieses Hausthieres seien noch hervorzuheben: die Cyperkatze (*F. c. striatus*). Sie hat einen hellen Balg mit schwarzen Streifen, welche auf dem Rücken nach der Länge zur Seite und auf den Schenkeln schneckenförmig gehen. Die spanische (*F. c. hispanicus*) hat einen kurzen linden hochgelben Balg mit weissen und schwarzen Flecken, ferner fleischfarbene Fusssohlen und Lippen. Der Pelz des Weibchens hat grosse schwarz- weisse und roth-gelbe Flecken, der des Männchens aber zwei dieser Farben, wie man überhaupt keine dreifarbigem Kater findet. Die Karthäuser-Katze (*F. c. caeruleus*)

hat einen bläulich-grauen wolligen Balg und schwarze Lippen und Fusssohlen.

Die angorische Katze (*F. c. angorensis*) hat ein langes, seidenartiges, weisses, gräuliches oder gelbliches Haar mit unregelmässigen Flecken, das um den Hals einen langen Kragen bildet und das sie nur durch strenge Absonderung von den gewöhnlichen Katzen auf ihre Nachkommen vererbt. Bei der langhaarig-weissen Chineserkatze hängen die Ohren herab. Die mit einem sehr kurzen Schwanz versehene Japaner Katze ist weiss mit grossen gelben und schwarzen Flecken.

Die getigerte Hauskatze sieht röthlich-grau aus, auf dem Rücken befinden sich schwärzliche Längsstreifen und an den Seiten und Schenkeln schwärzliche Ringe. Der Schwanz ist geringelt, Lippen und Fusssohlen sind schwarz, sie ist der wilden Katze am ähnlichsten.

Die moderne Völkerkunde eröffnet der Linguistik als Hilfswissenschaft zur Bestimmung der ursprünglichen Wohnorte eines Stammes und seiner Migrationswege einen ungeahnten Spielraum.

Aus den Urworten und Lehnworten einer Sprache wird auf die Beschaffenheit der Heimat eines Volkes und der daselbst vorkommenden Thiere und Pflanzen geschlossen.

So fühlt man sich beispielsweise zur Annahme bestimmt, dass, wenn durch eine Ausscheidung der allen Gliedern gemeinsamen Wurzeln der alte Sprachschatz der arischen Urzeit neu hergestellt wird, die Heimat der Indo-Europäer, in deren Ursprache die Bezeichnung für Löwe, Tiger, Katze, fehlen, östlich von Nestus, jetzt Karasu in Macedonien, wo zu Xerxes' Zeiten die Verbreitungsgebiete des europäischen Löwen aufhörten, gelegen; auch nördlicher als Chuzistan, Irak Arabi, ja selbst als Assyrien, wo Löwen noch jetzt vorkommen.

Ferner konnte sie das Hochland West-Irans und die Südgestade des caspischen Meeres nicht umfasst haben, weil dorthin noch gegenwärtig die Tiger ihre Raubzüge erstrecken.

Da sie alt-afrikanische Hausthiere, wie Esel und Katze, nicht kannten, so hatten sie mit Aegyptern noch keine Culturschätze ausgetauscht.

Dass sie ferner den Namen für das Kameel später aus semitischen Sprachen entlehnten, spricht entschieden gegen den Ursitz in Baktrien.

Gegen diese Schlussfolgerung wird gewöhnlich eingewendet, dass die europäischen Stämme auf ihren Wanderungen sich aus dem Gebiete jener Thiere entfernten und mit den Thieren auch ihren Namen vergassen. Dies bedarf jedoch erst noch einer strengen Begründung, denn

die Maori haben den Namen für das Hausschwein und die Cocosnuss beibehalten, obgleich auf Neuseeland beide fehlten.

Hätten die alten Arier in ihrer Heimath solch heroische Raubthiere wie Tiger und Löwe bekämpft oder ein solch nützliches Hausthier wie die Katze gesehen, sicherlich wären ihre Namen in irgend einer anderen Bedeutung erhalten geblieben.*)

Aus dem Vorhandensein gewisser autochthoner Worte in einer Sprache kann man folgern, dass die damit bezeichneten Dinge oder Wesen dem betreffenden Volke uranfänglich bekannt waren, dass es in dauernder Beziehung zu demselben gestanden, auch ob und in welchem Masse sie ihm unentbehrlich oder gefährlich waren.

Wie sehr sich ein Volk mit dem Thiere beschäftigte und es zum Inhalte seiner Gedankenarbeit, sei es auch der späteren Entwicklungsstufe, wählte, ergibt sich in Deutlichkeit aus dem Vorkommen eines Thieres im Sagenkreise, überhaupt im literarischen Sprachsatze eines Volkes. Dazu gehört wohl auch und in bestimmender Weise vorzüglich die Behandlung im Sprichworte.

Es beweist mehr als alles Andere, dass ein Wesen lebhaft in die Anschauungskreise eines Volkes eingegriffen, wenn es im Volksmunde gewissermassen lebt und häufig im Sprichworte oder in den Redensarten wiederkehrt, oder wenn dessen Benennung als Bezeichnung für viele andere Gegenstände gebraucht wird, die eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm haben.

Es gibt kaum ein Thier, und mag es auch eine ungleich höhere Bedeutung für den Haushalt haben, von dem solches in weiterem Umfange gilt, als die Katze, wie es sich aus einer Auslese von Sprichwörtern und Denominationen ergeben mag:

Deutsche Sprichwörter.

Die Katze lässt das Mäusen nicht.

Bei Nacht sind alle Katzen grau.

Er hat sich davongeschlichen wie die Katze vom Taubenschlag.

Er fällt wie die Katze allemal auf die Füße.

Die Katze läuft ihm den Rücken hinauf; d. h. er ist ängstlich.

*) Vgl. Oscar Peschl, Völkerkunde, Seite 374, 544 ff. n. — Adolphe Pictet, Les origines indo-européennes, I., 356, 381, 425. — Herodot, VII., 125, 126. — Layard, Niniveh, II., 48. — Carl Ritter, „Ueber die Verbreitung des Tigers“ in der Zeitschrift für Erdkunde 1856, I., 99. — J. Muir, Original-Sanscrit-Text, p. II., cap. 2, Sect. VII., Nr. 302—322. — Waitz, Anthropologie, 209.

Die Katze frisst gern Fische, sie will sich aber die Pfoten nicht nass machen.

Er hat weder Hund noch Katze.

Wenn die Katze aus dem Hause ist, haben die Mäuse freien Lauf. Sie leben wie Hund und Katze.

Es sind böse Katzen, die voran lecken und hinten kratzen.

Sieht doch die Katze den Kaiser an.

Einer guten Katze entgeht auch oft eine Maus.

Eine eingesperrte Katze fängt keine Mäuse.

Er geht wie die Katze um den heissen Brei.

Es ist zu spät, die Katze vom Speck zu jagen, wenn er aufgefressen ist.

Der Katze die Schelle anhängen, d. h. eine unangenehme Angelegenheit führen.

Die Katze im Sack kaufen, d. h. unbesehen.

Er glaubt, es habe ihn ein Kätzchen geleck.

Es ist für die Katze, d. h. taugt nichts.

Sich wie die Katzen waschen, d. h. schlecht. Dagegen heisst: katzenrein auch sehr reinlich.

Abgeleitete Benennungen.

Zoologische:

Die fliegende Katze (Lemur volans L.)

Die gefleckte Katze, eine Kegelschnecke (Conus ebräus).

Katzenparder (Felis serval).

Katzenluchs, eine weiss-schwarz gefleckte Art Luchse.

Katzenzunge, eine Art Tellmuschel (Tellina lingua felis).

Katzeneule, Nachtfalter (Phalaena processionaria).

Katzenfisch (Silurus).

Katzenfische, kleine schlechte Fische.

Der Katzenbauch, das gefleckte Kiphorn, mittelländische Porzellanschnecke.

Katzenvogel, Fliegenschnapper.

Katzenwels, ein Wels mit sechs Bartfasern.

Botanische:

Katzen, Kätzchen, Blütenstände an verschiedenen Bäumen.

Katzenbaldrian (Valeriana).

Katzen Gesicht, Hanfnessel.

Katzenkorb, Erdrauch.
Katzenklee, Wundklee (*Anthyllis Vulneraria*).
Katzenklösschen, Spindelbaum.
Katzenkraut, Gamander (*Tenacrium marum*).
Katzenmünze (*Nepeta cataria*).
Katzenleierlein (*Lycopodium*).
Katzenpfötchen (*Gnaphalium dioicum*).
Katzenschwanz, Schaftheu.
Katzentraube (*Sedum acre*).
Katzenblume, Augenwurz, Märzblume.
Katzendarm, Blasenmoos.
Katzeneier, kleine Maiblümchen.
Katzenfuss, Gauchheil.
Katzenigel, Wasserhanf.
Katzenklar, durchsichtiges Kirschenharz.
Katzenpfote, Trompetenblume.
Katzenklee, gelber Wiesenklee.
Katzenkopf, Birnen-, Apfel- und Kartoffelart.
Katzenkorn, Mäusegerste.
Katzenöhrlein, gefalteter Morchelschwamm.
Katzenpeterlein, der kleine Schierling.
Katzenwedel, Zinnkraut, Kannenkraut (*Equisetum*).
Das Kätzlein, gemeines Filzkraut.
Der Katzenmagen, Feldmohn.

Mineralogische:

Katzenauge, Schillerquarz.
Katzenblei oder Katzensilber.
Katzengold, Katzensilber (Mika).
Katzen Glas, Frauenglas.

Benennungen für sonstige Dinge und Vorgänge.

Katzenball, eine Art Ballspiel.
Katzenbalgerei, Rauferei.
Hüttenkatze, eine Krankheit der Bergleute.
Katzenschiff, eine Art nordischer Schiffe mit einem runden Hintertheil mit Masten und Stangen ohne Mastkorb.
Katze im Festungsbau, ein hoher Thurm auf dem Hauptwall, das Feld rings um die Festung zu beherrschen.

Wallkatze, bedeckter Gang, Galerie.

Feuerkatze, eine Art grobes Geschütz, steinerne Kugeln daraus zu schießen.

Sturmkatze, eine Art Mauerbrecher.

Katze, ein Büschel Stricke, womit die Matrosen zur Strafe geschlagen wurden.

Geldkatze, Gürtel um den Leib zu schnallen.

Katze, ein Werkzeug mit zwei langen Haken, damit Gebäude einzureissen.

Katzenbänkchen, zur Strafe für Kinder, auf welchem die Kinder oder Mönche zur Strafe sitzen.

Katzentisch, Musikantentisch.

Katzenbuckel machen, schmeicheln, kriechen.

Katzengesicht, breites Gesicht.

Katzengrau, bei Schlossern bloß mit groben Feilen befahren.

Katzenklaue, eine Art feiner Stecknadeln.

Katzenköpfe, Dummköpfe; auch eine Art alter Vorlegeschlösser, welche einschliessen, ohne dass der Riegel herauskommt.

Katzenleben, ein zähes Leben.

Katzenloch, eine Oeffnung, welche man in die Thüren macht, wodurch die Katzen in das Zimmer kommen können.

Katzenohr, kleiner Dachziegel.

Katzenritter, eine Art Klopffechter, welche mit Thieren kämpfen.

Katzensprung, kurze Entfernung.

Katzensparren; Hölzer, durch welche die Glieder eines Schiffes mit einander verbunden werden.

Katzelmacher, Mausfallmann, (Italiener).

Katzenziele, ein Söllerchen ganz oben am Hausgiebel.

Katzengeschäfte, unnütze Einmischerei.

Katzenkönig, Spitzname für einen Pechvogel.

Katzenzunge, prähistorische Steinwerkzeuge.

Agrippa von Nettesheim erzählt: In Stralsund wurde 1415 Einer, der eine angenagelte Katze ohne Gebrauch der Hände todtgebissen hatte, für diese Heldenthat zum Katzenritter geschlagen.

Katzenherd, Rand des Kamins über dem Herde.

Katzenliebe, falsche Liebe.

Katzenpfennig, Münzsorte.

Katzensparre, Hauhechel.

Katzensterz, ein kurzer Wimpel.

Katzenrätlerin, heimliche Verkäuferin.

Katzenhagelvoll, total besoffen.

Katzenläufer, das Laufseil im Katzenblock, den Anker zu befestigen.
Katzenrolle.

Katzenblock.

Es gehört eine ausserordentliche Vertrautheit mit einem Thiere und der innigste Verkehr mit demselben dazu, um an den verschiedensten Sachen und Erscheinungen Aehnlichkeiten mit dem Thiere herauszufinden und ihnen darum dessen Namen in den mannigfachsten Verbindungen beizulegen.

Zum Theile schalkhaft und geistvoll muthen uns die französischen Sprichwörter an:

Appeller un chat un chat, eine Sache bei dem rechten Namen nennen; unverholen die Wahrheit reden.

A bon chat bon rat, auf eine gute Katze eine gute Ratte, oder auf einen groben Klotz ein grober Keil.

Laisser aller le chat au fromage, einem zu Willen sein, lasciver Ausdruck.

Emporter le chat, weggehen, ohne Abschied zu nehmen; sich davon schleichen.

Jetter le chat aux jambes à qu., Jemandem die Schuld zuschieben oder auch Umstände machen.

Payer en chats et en rats, mit geringen Summen bezahlen.

Reveiller le chat qui dort, einen beigelegten Streit wieder rege machen; eine unangenehme Sache auffrischen.

Entendre bien chat sans qu'on dise mince, aus kleinen Andeutungen etwas verstehen.

Un chat chaudé craint l'eau froide, eine verbrühte Katze fürchtet auch das kalte Wasser; durch Schaden wird man nicht nur klug, sondern auch allzu ängstlich.

Se servir de la patte du chat pour tirer les marons du feu, mit den Katzenpfoten sich die heissen Kastanien aus dem Feuer holen.

Bailler le chat par les pattes, etwas beim schwersten Ende angreifen.

Le mou est pour le chat, die Lunge ist für die Katze.

Il à joué avec les chats, er hat mit der Katze gespielt, sagt man von Einem, dem das Gesicht zerkratzt ist.

Dès que les chats seront chaussés, seitdem die Katzen gestiefelt sind, d. h. sehr früh.

Il le guette comme le chat fait la souris, er lässt ihn nicht aus den Augen.

Cet homme se chatouille pour se faire rire, er kitzelt sich allein, um sich lachen zu machen.

Die merkwürdige, sprichwörtlich gewordene Eigenthümlichkeit der Katze, selbst wenn sie von bedeutender Höhe aus Unvorsichtigkeit stürzt oder gewaltsam hinabgeworfen wird, immer auf die Füße zu fallen, hat verschiedene aërostatistische und physikalische Erklärungsversuche hervorgerufen, die aber keineswegs ausreichen, die so seltsame Erscheinung zu erklären, die bei keinem anderen Thiere beobachtet wurde. M. Parent in Memoires de l'Accademie des Sciences, Paris 1700, pag. 156, gibt dafür folgende, etwas confuse Erklärung: „Die Katzen, wenn sie von einem erhöhten Orte fallen, kommen gewöhnlich auf die Beine zu stehen, auch wenn dieselben während des Falles nach oben gestreckt waren und sie demgemäss auf den Kopf fallen müssten. Da es sicher ist, dass sie sich nicht selber in der Luft herumdrehen könnten, wo sie keinen festen Stützpunkt haben, so muss diese Wirkung wohl der Furcht zugeschrieben werden, die sie beim Sturze erfasst, sie das Rückgrat so emporkrümmen lässt, dass dadurch die Eingeweide nach oben gedrückt werden. Gleichzeitig strecken sie Kopf und Füße vor gegen den Ort hin, von dem sie herabgefallen sind, als wollten sie ihn wieder gewinnen. Das gibt diesen Körpertheilen eine Art gesteigerte Hebelwirkung, durch welche der Schwerpunkt der Katze von der Mitte des Körpers nach oben verschoben wird. Daraus ergibt sich, dass diese Thiere einen Halbkreis in der Luft beschreiben können und ihre Tatzen nach unten kehren, was ihnen fast immer das Leben rettet. Die genaueste Kenntniss der Mechanik könnte da keine besseren Mittel auffindig machen, als das Gefühl einer blinden, unbestimmten Furcht es vermochte.“

Oken (Allgem. Naturgeschichte, 7, 3, 1583) meint: „Die Katze fällt von grossen Höhen herunter immer auf die Beine, weil sie sich zusammenbiegt und den Schweif wie eine Schwimmstange in die Höhe hält.“

Da könnte sie ja ebensogut auf den Rücken fallen; und wie erklärt sich ihre Umdrehung in der Luft? Meiner Ansicht nach ist bei der ungewöhnlichen Muskel- und Knochenentwicklung ihrer Beine, namentlich der hintern, das specifische Gewicht derselben grösser als das der übrigen Körpertheile. Rechnet man hinzu, dass durch die rasche Zusammenkrümmung des Rückens die Baucheingeweide nach der untern

Bauchgegend gedrückt werden und dass der aufrecht gehaltene Schweif sein Gewicht nach derselben Richtung verlegt, dann erscheint die Annahme nicht gewagt, dass sich bei der Katze ein ähnlicher Vorgang wie beim Kinderspielzeug, dem „Steh-auf-Männchen“, das immer auf die mit Blei gefüllten Beine zu stehen kommt, wiederholt. Die frei in der Luft schwebende Katze gravitirt nämlich durch eine Verschiebung des Schwerpunktes nach den Beinen, welche durch die elastischen Polster und Sehnen ihrer Tatzen die Wucht des Falles mildern und unschädlich machen.

Aber nicht nur als Aëronauten und Akrobaten lernen wir dieses vielseitige Thier kennen, es fand auch als Uhr und Barometer Verwendung. Die spaltenförmige Pupille, die bei zunehmendem Tageslicht sich zusammenzieht und bei abnehmendem sich erweitert, lässt wie eine Sonnenuhr die Zeit ablesen. Die Katze wird darum in manchen Gegenden die Mülleruhr genannt. Boyle in seinem Buche: *A disquisition about the final causes of natural things*, L. Ch. 126, gibt für den perpendikulären Sehspalt der Katzen als Grund an, dass sie auf schmalen Mauerkanten zur Mäusejagd kletternd, ihre Beute sicherer und bequemer durch eine senkrechte, als durch eine runde oder wagrechte Pupille beobachten und belauern können.

Der Verfasser von „*Les chats*“, S. 125, will die hygroskopische Eigenschaft der Katze entdeckt haben und behauptet: „Die Kunst, mit der sich die Katzen ihres Pelzes bedienen, stellt einen höchst sonderbaren Mechanismus dar, um nach Lust und Laune die Eindrücke der Witterung aufzunehmen oder zu vermeiden. Die Entdeckung, die ich glücklicherweise da gemacht, ist die Frucht zahlreicher Beobachtungen. Herrscht eine Temperatur, gegen die sich die Katzen schützen wollen, dann halten sie die Haare fest und glatt an die Haut geschmiegt, damit daran Hitze oder Kälte wie an einer Wehre abgleiten. Wenn die Witterung ihnen hingegen zusagt oder ihrer Empfindung schmeichelt, dann erschliessen sie sich sozusagen den äusseren Einflüssen: Sie sträuben und breiten ihr Pelzhaar aus, um der ihnen angenehmen Luft einen freien Durchzug zu lassen. Diese Vorsichtsmassregeln sind ohne Zweifel die Folgen genauer Kenntniss bevorstehender Witterungsverhältnisse, so dass man an jenen äusseren Veränderungen die Vorzeichen für Regen oder Sonnenschein erkennen mag. Die Katzen können demnach als lebende Barometer angesehen werden.“

Das Seelenleben der Katze, wie es sich uns gegenwärtig aus zahlreichen verbürgten Beobachtungen erschliesst, stellt sich als Spiegelbild der Behandlung dar, die sie von dem Menschen zu erfahren hat.

Zweifellos modelt die Domestication mindestens ebenso an der Gemüthsart, wie an den leiblichen Formen, wenn sie aus den Raubthieren Hund und Katze Hausthieré und treue Genossen sich erzieht.

Freilich unterscheidet sich diese von jenem durch eine grössere Empfindlichkeit, mit der sie auf zugefügte Beleidigungen reagirt. In der Seele der Hauskatze, welche ungezählte Jahrhunderte hindurch von ihren ersten Züchtern, den Aegyptern, mit einer Milde und Güte, die sich zur Abgöttereie steigerte, behandelt wurde, mochte als Niederschlag die Erinnerung und das unabweisliche Bedürfniss einer solchen freundlichen und rücksichtsvollen Behandlung zurückgeblieben sein, das sie umso geneigter macht, bei roher Quälerei in Wuth und Rachsucht zu gerathen.

Der ehemalige bulgarische Regent Stambulow äusserte sich vor einem hervorragenden Diplomaten: „Will man eine Katze in einem verschlossenen Raum prügeln, so muss man ein Fenster wenigstens öffnen lassen, sonst könnte das verzweifelte Thier dem prügellustigen Mann in die Augen springen.“

Vor nicht langer Zeit ging die Notiz durch die Blätter: Einem Bauer in einem sächsischen Dorfe unweit der Grenze Böhmens fiel es eines Sonntags Nachmittags ein, seine Katze in die zum Braten bestimmte Ofenröhre, wo dieselbe mehrmals ihre Naschhaftigkeit befriedigt hatte, einzusperren und durch ein starkes, unter der Röhre angemachtes Feuer lebendig zu rösten. Als er aus ihrem schrecklichen Geheul entnahm, dass sie bereits mit dem Tode rang, öffnete er das glühendheisse Versteck. Wüthend sprang das stark verbrannte Thier heraus auf seinen Peiniger und biss ihn in die Hand. Ein weisser Geifer überzog die nicht unbedeutende Wunde und in wenigen Tagen büsste der Bauer seine Grausamkeit mit dem Tode.

Die Beispiele, dass die Katze an aufopfernder Hingebung und rührender Anhänglichkeit an befreundete Menschen und Thiere, selbst an solche, die ihr von Haus aus verhasst sind, sich sogar mit dem Hunde messen kann, sind Legion.

L. Büchner in seinem Buche „Liebe und Liebesleben in der Thierwelt“, Seite 239 bis 316 führt deren viele an, unter Anderen:

Herr Dr. C. Stölker in St. Fiden (Ornithologische Beobachtungen, III. Reihenfolge, St. Gallen bei Zollikofer) hielt eine gezähmte Alpen- oder Schnee-Dohle (*Pyrrhocorax alpinus*), welche mit Spatzen und Tauben in bester Eintracht lebte und mit einer Hauskatze ein förmliches Freundschaftsverhältniss einging. Sie spielten mit einander, suchten

sich gegenseitig zu erhaschen, und sassen dann wieder im Frieden neben einander. Die Katze that ihr nie etwas zu Leide.

Fräulein Johanna Baltz in' Arnsberg in Westfalen (laut Brief vom 17. Jänner 1876) sah im Hause ihres Schreiners eine grosse Hauskatze als Freundin und Beschützerin von fünf Küchlein, deren Mutter verunglückt war. Die Katze wärmte und schützte die armen Kleinen, welche frierend bei ihr unterkrochen, und es sah allerliebste aus, wenn die zierlichen gelben Köpfchen aus dem dicken grauen Pelz ihrer Wärterin hervorsahen.

Von der Freundschaft einer Katze (eines grossen, schönen Hauskaters) mit einem zahmen Reh wurde im December 1878 aus dem katholischen Pfarrhause in Königsberg im Zipser Comitat verschiedenen öffentlichen Blättern berichtet. Beide Thiere waren unzertrennliche Freunde und theilten Nachts das Lager. Eines Nachts wurde das Reh gestohlen, wobei der Dieb später an den Gesichtsverletzungen erkannt wurde, welche ihm der Kater beigebracht hatte. Als das noch lebende Reh zurückgebracht wurde, waren die Freudenbezeugungen seines Erretters oder Entdeckers unbändig.

Spiel und Unterhaltung zwischen Reh und Katze habe ich selber (Dr. Pl.) öfter in meinem Garten beobachtet, wie sie sich durch anmuthige, fesselnde Bewegungen, überraschendes Anschleichen, simulirtes Erschrecktsein, graziöse Wendungen und Sprünge gegenseitig die Zeit vertrieben — ein anregendes, ergötzliches Spiel auch für menschliche Augen. —

Ein dreifach gegliedertes Freundschaftsbündniss zwischen Hund, Katze und Huhn hat Johann Ritter Stefanowe von Vilovoz (?), k. k. Major i. P., in seiner Haushaltung beobachtet und aus Wien am 19. November 1875 mitgetheilt: Eine Katze hatte einen jungen Hund gesäugt und aufgezogen und entwickelte eine so grosse Zärtlichkeit für ihn, dass sie ihn bei seinen ersten Ausgängen jedesmal mütterlich begleitete und gegen die Angriffe anderer Hunde schützte. Gleichzeitig aber wurde auch ein junges Huhn aufgezogen und nun entwickelte sich zwischen den Dreien ein sehr inniges Verhältniss. War eines der drei Thiere allein, so klagte und suchte es so lange, bis es die andern fand. Eine gewöhnliche Freundschaftsbezeugung des Hundes bestand darin, dass er den Kopf des Hühnchens zwischen die Zähne und eine grimme Miene annahm, als wolle er ihn abbeissen. Natürlich geschah es nicht, und das Huhn liess sich den Scherz gutwillig gefallen.

Ein ähnliches Bündniss zwischen Hund, Katze, Taube und Kanarienvogel ist geschildert worden. Während Hund und Katze dicht

aneinandergedrückt Siesta hielten, nahmen die Taube auf ersterem, der Kanarienvogel auf letzterer zu gleichem Zwecke Platz.

Eduard Claudin, Gutsbesitzer in der Stadt Budweis, schreibt am 8. Jänner 1876, dass er im Jahre 1870 auf seinem Rittergute ein Freundschaftsbündniss zwischen Reh, Katze, Hund, Ente und Elster beobachtet habe. Sobald dem zahmen Reh in einem Schaff sein Futter gereicht wurde, kamen sämtliche übrigen Freunde mit an den Speisetisch und speisten gemeinschaftlich ohne Zank und Streit. Höchstens fand eine Neckerei von Seiten der Elster gegen das Reh oder die Katze statt. Auf Spaziergängen begleiteten die fünf Thiere den Briefschreiber und dessen Familie und spielten mit einander. Die Katze sprang über einen Graben, der Hund ihr nach, die Elster sass auf dem Rücken des Rehes und neckte die andern. Die Ente wackelte Schritt vor Schritt nach und bisweilen artete der Muthwille so aus, dass man ihm Schranken setzen musste u. s. w.

Ueber eine Freundschaft zwischen Hund, Katze und Schwein hat F. Märtens in Rytwiany bei Staszów in Russisch-Polen am 1. März 1876 berichtet. Die drei Thiere wurden zusammen in einer Küche aufgezogen und die innigsten Freunde. Sie frassen zusammen aus einer Schüssel, lagen dicht an einander geschmiegt unter dem Ofen, bissen einander im Spiel, ohne böse zu werden u. s. w. Oft kamen fremde Leute, um das merkwürdige Kleeblatt zu bewundern. In demselben Hause, aber in einer andern Familie, befand sich auch die Mutter der Katze, welche täglich herüberkam, um ihre Tochter zu besuchen, dieselbe beleckte und sich in der Regel eine Stunde bei ihr aufhielt. Als die Katze zum erstenmal Junge warf, war die Freude der Grossmutter unverkennbar; sie brachte den kleinen Enkeln sogar die erste Maus und setzte dieses fort. Später brachte auch die Mutter Mäuse und nun nahmen die beiden Alten die vier Jungen in die Mitte und spielten mit ihnen und den Mäusen. Diese Beobachtung ist darum besonders bemerkenswerth, weil sie im Verein mit vielen ähnlichen deutlich zeigt, dass die so oft wiederholte Behauptung, dass die Familienbande der Thiere mit dem Selbstständigwerden der Jungen aufhörten oder zerrissen, falsch ist.

J. C. Wetzel (Von der Sprache und der gegenseitigen Liebe der Thiere, 1861) erzählt aus eigener Beobachtung von einem Hund und einer Katze, welche einander so lieb hatten, dass eines ohne das andere nicht sein konnte. Sie schliefen gerne gemeinschaftlich und theilten jeden guten Bissen mit einander. Herr W. wollte diese seltene Freundschaft auf die Probe stellen und liess eines Tages die Katze an seinem

Mittagsmahle theilnehmen, während der Hund entfernt blieb. Die Katze frass begierig und schien des Freundes vergessen zu haben. Als aber das Mahl beendet und die übriggebliebene Hälfte eines Rebhuhns in einem Schranke aufbewahrt worden war, führte die Katze, nachdem sich der Herr entfernt hatte, ihren Freund in das Speisezimmer und legte demselben den übriggebliebenen Braten vor, nachdem sie den denselben bedeckenden Teller hinweggestossen hatte. Als die Thür geöffnet wurde, machten sich beide Sünder rasch davon.

Obergerichtsrath Heddon in Vechta (Oldenburg) erzählt in einem Schreiben vom 7. Februar 1876 von einer von ihm beobachteten Freundschaft zwischen einem Bastard-Wachtelhund und einer Katze, wobei ersterer der letzteren, so oft dieselbe Familie bekam, seine bequeme Lagerstätte zur Abhaltung des Wochenbettes einräumte und bei der Entbindung, sowie bei der Besorgung der jungen Kätzchen half, so gut er konnte, wobei er selbst neben dem Korbe auf dem harten Boden schlief und sich überhaupt wie der liebevollste Gatte und Vater benahm. Ging Madame auf die Jagd, so behütete der Hund die Kleinen, trug sie bei warmer Witterung vorsichtig in's Freie und bei rauher Luft wieder zurück u. s. w.

Ein Wachtelhund lebte mit einer Katze in bester Freundschaft. Eines Tages befand sich der Hund vor dem Hause auf der Strasse, während sich die Katze in einem Gehöft nebenan aufhielt. Ein auf der Strasse mit seinem Herrn daherkommender grösserer Hund biss den kleinen Hund, welcher jämmerlich schrie. Plötzlich erschien die Katze, nachdem sie über einen hohen Bretterzaun gesprungen war, und sprang dem fremden Hunde auf den Rücken, indem sie ihn derart kratzte und biss, dass er heulend davonsprang. Der Herr des fremden Hundes hielt die Katze für toll und beruhigte sich erst, als man ihm begreiflich gemacht hatte, dass die Katze nur ihrem kleinen Freund zu Hilfe gekommen war.

Dr. L. Brehm berichtet (Gartenlaube, 1860, Nr. 19) von einem Hunde, welcher seine innige Freundin, eine Katze, als sie alt und krank wurde, jeden Tag in den Hof und auf dieselben sonnigen Plätze trug, auf denen sie sich früher gewärmt hatte. Dann trug er sie wieder zurück nach dem Ofen, legte sich neben sie, um sie zu wärmen, und setzte dieses Samariterthum so lange fort, bis sie todt war.

Dass selbst die bekannte Mäusefeindschaft der Katzen nicht auf einem angeborenen Instinct beruht, sondern unter geänderten Umständen sich in Freundschaft oder wenigstens in ein friedliches Verhältniss verkehren kann, beweist eine auf der Insel Tristan d'Acunha in West-

Australien gemachte Erfahrung. Das britische Schiff „Emerald“ brachte im Sommer 1878 eine Anzahl von Katzen dahin, um die Colonisten von der, wie man gehört hatte, entsetzlichen Mäuseplage zu befreien. Aber der Gouverneur empfing dieselben mit sauersüßem Lächeln und erklärte, dass es an Katzen auf der Insel so wenig fehle, als an Mäusen, und dass man nicht wisse, welche Plage grösser sei. Denn die Mäuse zerstörten jeden grünen Halm der Insel, während die Katzen mit ihnen in Freundschaft lebten und es vorzögen, den jungen Hühnern und Seevögeln nachzustellen; sie würden daher zu Hunderten gefangen und getödtet.

Wiesel werden ihres reizbaren und freiheitsdurstigen Charakters wegen von Vielen für unzählbar gehalten. Dennoch berichtet Wood in seiner Naturgeschichte von einem von einer Dame auferzogenen und gezähmten Wiesel, welches in deren Bett schlief, die Herrin auf jede Weise liebte und ihre Stimme unter zwanzig andern sofort herauszuerkennen vermochte. Es sprang dann über Jeden hinweg, um zu ihr zu kommen. Wollte die Dame ausgehen, so hatte sie grosse Noth, sich von ihrem Liebling zu befreien, da derselbe durchaus nicht von ihr lassen wollte und noch an der Thür auf sie losschoss, um bei ihr zu bleiben. Das Thierchen spielte auch gern mit einer jungen Katze und einem jungen Hund.

Von der Katze ist die Anhänglichkeit an den Menschen umso bemerkenswerther, als man gewöhnlich fälschlicherweise annimmt, dass sie nur Anhänglichkeit an das Haus, nicht aber an Personen bekunde. Wenn die von Perty (a. a. O., S. 86) mitgetheilte Geschichte der Katze der Madame Helvetius richtig ist, so kann ihre Liebe zu einzelnen Menschen sogar so weit gehen, wie diejenige des Hundes. Diese Katze liess sich nicht von der Leiche ihrer Herrin trennen, setzte sich auf dieselbe, schlich mit dem Leichenzug nach dem Kirchhof, blieb auf dem Grab liegen und schrie ängstlich. Nahrung verweigerte sie und starb vermuthlich nach vier Tagen in einem benachbarten Gebüsch.

Weiter erzählte derselbe Autor (S. 689), dass bei dem grossen Brande des Jahres 1864 in Oberhofen bei Thun eine Katze schwere Brandwunden erlitten habe. In Folge sorgfältiger Pflege durch ihren Herrn erholte sie sich vollständig und zeigte sich nun so anhänglich an ihren Pfleger, dass sie ihm auf Schritt und Tritt folgte und ihn Tag und Nacht nicht verliess. Als er gestorben war, that sie wie unsinnig, verweigerte die Nahrung und verschwand, nachdem er begraben war. Mehrere Tage darnach fand man sie verhungert in einem Winkel.

Von einem grossen schönen Kater, Namens Peter, erzählt Büchner, dass derselbe sich an das älteste Söhnchen der Familie, in der er gehalten wurde, mit der rührendsten Zärtlichkeit angeschlossen hatte und täglich mit dem Kinde spielte. Als das Kind an den Blattern erkrankte, wich der treue Peter nicht von dem Bette des Kleinen, und als es starb, war er ganz ausser sich. Er verweigerte die Nahrung und verschwand, um erst nach vierzehn Tagen in sehr abgezehrtm Zustande zurückzukehren. Er frass nun täglich etwas, entfernte sich aber alsbald nach dem Fressen wieder. Endlich entdeckte man ihn auf einem selbst-bereiteten Lager auf der Kirchhofmauer neben der letzten Ruhestätte des Kindes. Dieses dauerte volle fünf Jahre, bis die Eltern des gestorbenen Kindes ihren Wohnort veränderten. Der treue Peter wurde zum Dank für seine Liebe von der Familie lebenslang sorgfältig gepflegt, schloss sich aber nie mehr in ähnlicher Weise an eines der andern Kinder an.

Eine ähnliche Neigung über den Tod hinaus und bis zum eigenen Tode zeigte nach derselben Quelle die Katze des Rectors Zimmermann in Thorn.

Frau Baronin Mathilde Lederer in Pressburg schreibt am 25. November 1875, dass sie einen Kater, Namens Lump, besessen habe, der sich durch grosse Schlaueit, aber auch durch zärtliche Anhänglichkeit an eine Schwester der Briefschreiberin auszeichnete. Als diese Schwester erkrankte, wurde das arme Thier unruhig, schlich sich wiederholt in das ihm sonst verbotene Krankenzimmer und umkreiste, als die Kranke gestorben war, das Bett und die Bahre mit kläglichem Miauen. Als die Leiche fortgebracht war, suchte das Thier im ganzen Hause nach der Vermissten, liess sich durch keine Schmeicheleien oder Leckerbissen trösten, frass sehr wenig, magerte zusehends ab und starb 20 Tage, nachdem die Leiche fortgebracht worden war, zu den Füssen der Erzählerin.

Noch mag mitgetheilt werden, was A. Brehm (Thierleben, I., S. 475 etc.) von der Hauskatze seines Vaters berichtet. Dieselbe bekundete eine Anhänglichkeit an ihren Herrn, welche von der des treuesten Hundes nicht hätte übertroffen werden können. Jeden gefangenen Vogel brachte sie, kaum oder nicht verletzt, denselben ihm überlassend, was damit begonnen werden solle, da sie wusste, dass er Vögel sammelte und ausstopfte. Auf den ersten Ruf erschien sie sofort, sass beim Arbeiten auf des Herrn Schulter und begleitete ihn beim Ausgehen. Während seiner letzten Krankheit besuchte sie ihn täglich stundenlang und brachte gefangene Vögel, wie um ihm Freude zu

machen. Von der Leiche wollte sich das treue Thier nicht trennen lassen und kehrte immer wieder zu ihr zurück.

Zur Vervollständigung des Charakterbildes unserer Hauskatze darf wohl der poetische Erguss des Dubellay aus dem Jahre 1568 ob der feinen und genauen Beobachtungen, die darin zu köstlicher Schilderung gelangen, einen grösseren Raum auch hier beanspruchen:

Maintenans le vivre me fâche;
 Et afin, Magny, que tu sçache,
 Pourquoi je suis tant éperdu,
 Ce n'est pas pour avoir perdu
 Mes anneaux, mon argent, ma bourse;
 Et pourquoi est ce donques? pour ce
 Que j'ai perdu depuis trois jours
 mon bien, mon plaisir, mes amours.
 Et quoi? ô souvenance gréve!
 A peu, que le coeur ne me creve,
 Quand j'en parle, ou quand j'en écris:
 C'est Belaud, mon petit Chat gris:
 Belaud, qui fut par aventure
 Le plus bel oeuvre que Nature
 Fit onc en matiere de Chats:
 C'étoit Belaud, le mort aux Rats,
 Belaud, dont la beauté fut telle,
 Qu'elle est digne d'être immortelle.
 Donques Belaud premièrement
 Ne fut pas gris entierement,
 Ni tel qu'en France on les voit naître;
 Mais tel qu'à Rome on les voit être.
 Couvert d'un poil gris argentin,
 Ras & poli comme satin,
 Couché par ondes sur l'eschine,
 Et blanc dessous comme une hermine:
 Petit museau, petites dents
 Yeux qui n'étoient point trop ardents:
 Mais desquels la prunelle perse,
 Imitoit la couleur diverse,
 Qu'on voit en cet arc pluvieux,
 Qui se courbe au travers des Cieux.
 La tête à la taille pareille,
 Le col grasset, court l'oreille,
 Et dessous un né ébenin,
 Un petit muse lyonnin,
 Au tour duquel étoit plantée
 Une barbelette argentée,
 Armant d'un petit poil folet,
 Son musequin damoiselet.

Jambe greffe, petite patte,
 Plus qu'une moufle delicate;
 Sinon alors qu'il degainoit
 Cela, dont il égratignoit:
 La gorge douillete & mignonne,
 La queue longue à la guenonne,
 Mouchetée diversement
 D'un naturel bigarement:
 Le flanc hausse, le ventre large;
 Bien retroussé dessous sa charge,
 Et le dos moyennement long,
 Vrai sourian, s'il en fut ong.
 Tel fut Belaud, la gente Bête,
 Qui des pieds jusques à la tête,
 De telle beauté fut pourvû,
 Que son pareil on n'a point vû.
 O quel malheur! ô quelle perte,
 Oui ne peut être recouverte!
 O quel deuil mon ame en reçoit!
 Vraiment la mort, bien qu'elle soit
 Plus fiere qu'un ours, l'inhumaine,
 Si de voir, elle eût pris la peine,
 Un tel chat, son coeur endurci
 En eût eu, ce croi-je, merci:
 Et maintenant ma triste vie
 Ne haïroit de vivre l'envie.
 Mais la cruelle n'avoit pas
 Goûté les folatres ébas
 De mon Belaud, ni la souplesse
 De la gaillard gentillesse:
 Soit qu'il sautât, soit qu'il gratât,
 Soit qu'il tournât, ou voltigeât
 D'un tour de Chat, ou soit encores
 Qu'il print un Rat, & or & ores
 Le relâchant pour quelque temps,
 S'en donnât mille passe-temps.
 Soit que d'une façon gaillarde
 Avec sa patte fretillard,
 Il se frattât le musequin;
 Ou soit que cè petit coquin

Privé sautelât sur ma couche,
 Ou soit qu'il me voyoit manger,
 Soit qu'il fit en diverses guises
 Mille autres telles mignardises.
 Mon Dieu! quel passe-temps c'était
 Quand ce Belaud vire-voltoit
 Folatre au tour d'une pelotte?
 Quel plaisir, quand sa tête sotté
 Suivant sa queue en mille tours,
 D'un rouet imitoit le cours!
 Ou quand assis sur le derriere
 Il s'en faisoit une jarretiere
 Et montrant l'estomac velu,
 De panne blanche crespelu,
 Sembloit, tant sa trogne étoit bonne,
 Quelque Docteur de la Sorbonne;
 Ou quand alors qu'on l'animoit,
 A coups de patte il escrimait,
 Et puis appaisoit sa colere,
 Tout soudain qu'on lui faisoit chere.
 Voilà, Magny, les passe-temps,
 Où Belaud employoit son temps;
 N'est-il pas bien à plaindre donques?
 Au demeurant tu ne vis onques
 Chat plus adroit, ni mieux appris
 A combattre Rats & Souris.
 Belaud savoit mille manieres
 De les surprendre en leurs tesnières,
 Et lors leur falloit bien trouver
 Plus d'un pertuis, pour se sauver;
 Car onques Rat, tant fût-il vite,
 Ne se vit sauver à la suite
 Devant Belaud; au demeurant
 Belaud n'étoit pas ignorant:
 Il savoit bien, tant fut traitable,
 Prendre la chair dessus la table
 J'entens, quand on lui presentoit,
 Car autrement il vous grattoit,
 Et avec la patte friand
 De loin il muguetoit la viande.
 Belaud n'étoit point mal plaisant,
 Belaud n'étoit point mal faisant.
 Et ne fit onc plus grand dommage
 Que de manger un vieux fromage,
 Une linotte & un pinson
 Qui le fâchoient de leur chanson.
 „Mais quoi, Magny, nous mêmes hommes
 Parfaits de tout points nous ne sommes.

Belaud n'étoit point de ces Chats
 Qui nuit & jour vont au pourchas
 N'ayant souci que de leur panse.
 Il ne faisoit si grand' dépense,
 Mais étoit sobre à son repas
 Et ne mangeait que par compas.
 Aussi n'étoit-ce sa nature
 De faire par-tout son ordure,
 Comme un tas de Chats, qui ne font
 Que gater tout par où ils vont.
 Car Belaud, la gentille bête,
 Si de quelque act moins qu'honnête,
 Contraint, possible il eût été,
 Avoit bien cette honnêteté
 De cacher dessous de la cendre
 Ce qu'il étoit contraint de rendre.
 Belaud me servoit de jouet;
 Belaud ne filoit au rouët,
 Gromelant une litanie
 De longue & fâcheuse harmonie;
 Ains se plaignoit mignardement
 D'un enfantin miaudement.
 Belaud (que j'aye souvenance)
 Ne me fit oncq plus grand'offence
 Que de me réveiller la nuit,
 Quand il entroyoit quelque bruit
 De Rats qui rangoient ma paillasse:
 Car lors il leur donnoit la chasse
 Et si dextrement les happoit,
 Que jamais un n'en échappoit;
 Mais, las, depuis que cette fiere
 Tua de sa dextre mourtriere
 La sure garde de mon corps
 Plus en sureté je ne dors:
 Et ou, o douleurs non pareilles!
 Les Rats me mangent les oreilles.
 Mémes tous les vers que j'écris,
 Sont rongez de Rats & Souris,
 Vraiment les Dieux sont pitoyables
 Aux pauvres humains miserables,
 Toujours leur annonçant leurs maux,
 Soit par la mort des animaux,
 Ou soit par quelqu' autre présage,
 Des Cieux le plus certain message,
 Le jour que la soeur de Cloton
 Ravit mon petit peloton,
 Je dis, j'en ai bien souvenance,
 Que quelque maligne influence

Menaçoit mon chef de là haut,
 Et c'étoit la mort de Belaud:
 Car quelle plus grand tempête
 Me pouvoit foudroyer la tête!
 Belaud étoit mon cher mignon,
 Belaud étoit mon compagnon,
 A la chambre, au lit, à la table,
 Belaud étoit plus accointable
 Que n'est un petit Chien friand,
 Et de nuit n'alloit point criant
 Comme ces gros Marcoux terribles
 En longs miaudemens horribles:

Aussi le petit Mitouard
 N'entra jamais en Matouard:
 Et en Belaud, quelle disgrâce!
 De Belaud s'est perdu la race.
 Que plaît à Dieu, petit Belon,
 Que j'eusse l'esprit assez bon,
 De pouvoir en quelque beau stile
 Blasonner ta grace gentile,
 D'un vers aussi mignard que toi:
 Belaud, je te promets ma foi,
 Que tu vivrois, tant que sur terre
 Les Chats aux Rats feront la guerre.

Aber auch die Katzenscheu fand ihren Dichter in Ronsard,
 der in einer Epistel an Belleau seinen Zorn auslässt:

Homme ne vit, qui tant haisse au monde
 Les chats que moi, d'une haine pro-
 fonde;
 Je hai leurs yeux, leur front & leur
 regarde;
 Et les voyant je m'enfuis d'autre part,
 Tremblant de nerfs, de veines & de
 membre,
 Et jamais Chat n'entre dedans ma
 chambre;
 Abhorant ceux quine sauroient durer,
 Sans voir un Chat aupres d'eux de-
 meurer
 L'un allumoit une ardente chandelle;
 L'autre disoit que bon signe c'étoit,
 Quand un Chat blanc son Maitre re-
 flatoit;
 L'autre disoit, que le Chat solitaire,

Étoit la fin d'une longue misere;
 Et lors fronçant les plis de mon sourci,
 La larme à l'oeil, je leur reponde ainsi,
 Le chat devin, miaulant, signifie
 Une facheuse & longue maladie;
 Et que long - temps je gardrai la
 maison,
 Comme le Chat qui en toute saison
 De son seigneur le legis n'abandonne,
 Et soit Printemps, soit Eté, soit
 Automne,
 Et soit Hyver, soit le jour, soit de nuit,
 Ferme s'arrête & jamais ne s'enfuit,
 Faisant la ronde & la garde éternell,
 Comme un Soldat, qui fait la sentinelle
 Avec le Chien & l'Oye, dont la voix
 Au capitole annonça le Gaulois.

Auch das Vorurtheil machte die Katze zum Schreckbilde. In Metz herrschte noch im vorigen Jahrhunderte der Brauch, dass an einem bestimmten Tage der Magistrat Katzen in einem Käfig auf einem Scheiterhaufen, der auf einem öffentlichen Platze errichtet war, unter dem Jubel der Bewohnerschaft verbrennen liess, welche bei dem schrecklichen Geschrei der armen gepeinigten Thiere wähten, das seien eigentlich in Katzen verwandelte Hexen, welche da so gottesjämmerlich schrienen.

In der Walpurgis-Nacht lässt die deutsche und fränkische Volks-
 sage alle Katzen aus den Häusern verschwinden, um an dem Hexensabbath

theilzunehmen. Wurde ihnen dabei wie in Aegypten die Besorgung der Musik zugewiesen?

Der Mathematiker Drouin bildete sich eines Tages ein, seine Katze habe mit ihm gesprochen und war darüber zu Tode erschrocken. Während er nämlich über seinen Zahlen brütete, bemerkte er, wie seine Katze ihn seltsam fixire und rief ihr zu: „Was stierst du mich so an?“ Darauf glaubte er von der Katze die Antwort zu hören: „Eh, pourquoi non!“ Wahrscheinlich hatte der gute Mann in seiner Zerstretheit ein Miau für ein pourquoi non vernommen.

„Die Katze“, berichtet M. Busch (Deutscher Volksglaube, 219 ff.) „war das Thier Fria's und hiervon bewahrt der Volksglaube noch deutliche Spuren. Die Katze ist eine Prophetin. Läuft sie jemand über den Weg, so hat er Unglück zu befürchten, putzt sie sich, so hat das Haus Gäste zu erwarten, lässt sie in Baiern und Tirol beim Fressen Brocken liegen, so wird das Korn wohlfeil. Ein Mädchen muss die Katzen liebkosen, dann bekommt sie einen schönen Mann, heisst es in der Wetterau, in Schlesien und in Tirol; Männer dagegen, welche Katzenfreunde sind, verheirathen sich nicht. Auf der Insel Rügen bringen dreifarbige Katzen Unglück, in der Oberpfalz dagegen löscht man Feuersbrünste, indem man ein solches Thier hineinwirft, auch bewahrt man sich hier vor dem Fieber, wenn man derartige Katzen zu Hausgenossinnen hat.

Im Aargau ruft man der Katze gegen Behexung zu: „Buseli, mach miau, lueg döt goht (dort geht) en alti Frau“, auch dient sie zur Besegung, wenn man ein Kind heilen will, welches sich verletzt hat. Zahlreich sind die nord- und süddeutschen Sagen, nach denen sich Hexen in Katzen verwandelten.

Eine alte Frau in Kiel erzählte nach Müllenhoff: In einem Hause auf dem Walkerdamme, das einem Manne Namens Arp gehörte, war mehrere Tage schon ein gewaltiger Lärm von Katzen auf dem Boden gewesen. Eines Abends wollte das Dienstmädchen Heu von da herabholen. Da das Katzengeheul fort dauerte, sagte sie: „Du verdammte Kat, wat jaulst du so?“ und warf mit dem Heuhaken nach der einen Katze. Da fahren sie alle auf sie los, kratzen und beißen sie und machen sie ganz zu Schanden. Als die Herrschaft dem jämmerlich schreienden Mädchen zu Hilfe kam, konnte man die Thiere kaum von der Dirne losbringen. Sie war dann viele Wochen krank und die Doctors konnten ihr nicht helfen. Der Lärm aber dauerte fort, die Kühe im Stalle brüllten und kein Mensch getraute sich mehr auf den Boden. Da hörten die Leute endlich, dass im Dorf Gaarden ein Mann

Namens Thöming wohnte, der so was verstünde. Sie liessen ihn holen und als er die Kranke sah, sagte er, dem wolle er bald abhelfen. Er setzte sich vor das Bette, drückte aus einer Wunde des Mädchens etwas Blut und fing dann an, etwas aus einem Buche zu lesen. Da kamen alle Katzen über die Schwelle in die Stube gepurzelt. Dann hat er wieder gelesen und sie damit hinausgebracht. Am andern Morgen war die nächste Nachbarin ebenso zerrissen wie die Magd; denn sie war eine Hexe gewesen, und der Mann hatte die Katzen durch das Lesen auf sie gehetzt. Jetzt wurde Ruhe im Hause, und das Mädchen wurde wieder gesund, hinkte aber davon.

Zu Bühl in Schwaben erzählte man sich nach Meier folgende (anderswo gestaltete) Geschichte: Ein Soldat kam fast jeden Abend, wenn er nicht Dienst hatte, zu einem Mädchen, das er heirathen wollte. Das ging eine Weile so fort. Da sagte das Mädchen eines Abends, er dürfe jede Nacht zu ihr kommen, nur nicht des Freitags, da passe es ihr niemals. Dem Soldaten kam dies verdächtig vor, und so machte er sich schon am nächsten Freitage auf den Weg zu seinem Schatze. Unterwegs traf er eine weisse Katze, die lief beständig auf ihn zu, und als sie gar nicht weichen wollte, zog er seinen Säbel und schlug nach ihr, wobei er ihr eine Pfote abhieb. Da sprang die Katze, was sie konnte, auf den Ort zu. Als der Soldat nun zu der Magd in die Kammer trat, lag sie im Bette und gab auf die Frage, was ihr fehle, eine ganz verwirrte Antwort. Zugleich bemerkte er Blutspuren am Bette, und so zog er die Decke weg. Da schwamm sie im Blute, und der eine Fuss war ihr abgehauen. „Hoho, steht es so mit dir, du Hexe!“ rief der Soldat und ging davon. Das Mädchen aber starb am dritten Tage.

Eine ähnliche Geschichte passirte in Derendingen, wo Hexen als Katzen ein noch nicht getauftes Kind stahlen und den Vater desselben, der es ihnen wieder abnehmen wollte, angriffen und verfolgten, bis eine von ihnen einen Säbelhieb über die Brust bekam, den am andern Tage die Nachbarin der Leute hatte.

Die volksthümlichen Vorurtheile vermochten sogar die Anschauung hervorragender Naturforscher zu trüben, wenn sich selbst ein Oken a. a. O. 7, 3, 1582 über die Katzennatur folgendermassen auslässt: „Sie ist nur ein Hausthier und weder ein Unterthan noch ein Begleiter des Menschen. Sie kommt zwar auf den Ruf, aber nur um gefüttert und geschmeichelt zu werden, wobei sie ihre Zufriedenheit durch Anstreichen und Schnurren an den Tag legt, aber ehe man sich versieht, die Tatze gibt und davon läuft. Sie begleitet ihren Herrn keineswegs

wie der Hund, sondern streicht nur im Hause auf den Dächern oder im Felde umher, um Vögel und Mäuse zu suchen oder mit ihresgleichen zu spielen, was aber in der Regel ebenfalls mit Tatzengeben endet. Zieht eine Familie aus, so bleibt sie meistens im Haus und gewöhnt sich bald wieder an die neuen Menschen, welche sie überhaupt nie kennen lernt und nur insofern berücksichtigt, als sie von ihnen zu fressen bekommt. Sie haben einen ungewöhnlichen Hang zum Stehlen und holen oft die Tauben aus dem Schlag und das kochende Fleisch aus den Töpfen, obwohl sie jedesmal bestraft werden. Man hält sie zu keinem andern Zweck als zum Wegfangen der Mäuse, obschon die meisten schon so verwöhnt sind, dass sie sich nicht viel um ihr Geschäft bekümmern. Sie thun es eigentlich blos zum Vergnügen, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen und mit den Mäusen zu spielen, daher sie dieselben auch gewöhnlich in die Stube bringen, um zu zeigen, was sie gethan haben. So nothwendig die Katzen sind, so gefährlich werden sie auch bisweilen. Man hat Beispiele, dass sie Säuglinge, auf die sie sich gelegt, erstickt haben, solchen auch die Augen ausgekratzt, ja sogar getödtet. Sie legen sich gern auf den Herd und verschleppen bisweilen glühende Kohlen in's Stroh oder Heu. Sie werden auch manchmal toll und verursachen die Wuth durch ihren Biss. Zum Zeitvertreib muss man daher keine Katzen halten, am allerwenigsten mehrere, weil sie durch ihren Harn das Haus verstäkern und durch das Wetzten der Klauen die Stühle zerkratzen.“

Von berühmten Männern waren der Cardinal Richelieu und der Minister Colbert grosse Katzenfreunde. Ersterer hielt sie sich in seinem Schlafzimmer, Letzterer erheiterte sich in seinem Arbeitszimmer an den Spielen kleiner Kätzchen. Barocke Laune hat es auch schon versucht, diese unmelodischen Dachmusikanten zu Concertzwecken zu verwenden. Jean Christoval Calvette, welcher die Reise Philipp II. von Madrid nach Brüssel beschrieben hat, erzählt von einer seltsamen Katzenmusik, die dem hohen Gaste zu Ehren 1545 in Brüssel aufgeführt wurde. Ein Bär (wahrscheinlich ein verkleideter) spielte Orgel, aber statt der Orgelpfeifen dienten Katzen. Die Katzen sassen alle in engen Kästchen, in denen sie sich nicht rühren konnten, oben aus den Kästchen guckten die Schwänze der Katzen hervor, welche mit Bindfaden mit den Tasten der Orgel verbunden waren. Wenn nun der Bär die Tasten hinabdrückte, wurde der Bindfaden gespannt und der Katzenschwanz so schmerzlich berührt, dass die Katze laut zu miauen oder zu schreien begann. Nun hatte man darauf geachtet, ältere und jüngere Katzen, Kater, Kätzinnen für jene Zwecke auszuwählen, so dass man über

höhere und tiefere Stimmen verfügte. Während diese Katzenorgel — die überdies an anderen Orten Gegenstücke in Schweine-Orgeln fand*) — spielte, tanzten Affen, Bären, Wölfe, Hirsche und andere Thiere um einen Käfig herum, in welchem zwei Affen auf dem Dudelsack spielten.

De la Croix erzählt, dass er einst durch eine Katze, die sich in verzweifelter Lage zu helfen wusste in höchstes Erstaunen versetzt worden sei. Es wurde nämlich mit einer Luftpumpe experimentirt und es sollte gezeigt werden, dass Thiere auch nicht in verdünnter Luft leben könnten. Es wurde deshalb eine Katze unter die Glasglocke der Luftpumpe gebracht und der Pumpkolben mehrmals herauf- und heruntergestossen. Die Katze, der wahrscheinlich in der verdünnten Luft unbehaglich wurde, schien entdeckt zu haben, dass die Luft durch das Loch in dem Boden wich, über dem die Glasglocke stand und auf dem die Katze sass. Als daher weiter die Luft ausgepumpt werden sollte, setzte die Katze ihre Pfote auf das Loch und verhinderte so das Abziehen der Luft. Vergeblich waren alle Bemühungen, die Pfote der Katze von der Oeffnung fort zu bekommen. Vergebens liess man wieder Luft ein, um das Loch im Boden frei zu bekommen. Wenn die Katze nämlich die eindringende Luft an ihrer Pfote fühlte, zog sie dieselbe zurück, sobald man aber nur den ersten Stoss mit dem Pumpenkolben zum Herausziehen der Luft machte, setzte die Katze sofort wieder die Pfote auf das Loch im Boden, durch welches die Luft entwich.

Eine Katze, deren Ruhm sich durch Jahrhunderte erhalten und die den Reichthum und die Grösse einer der angesehensten Familien Englands begründet hat, ist die vielgenannte Katze des armen Richard Whittington. Richard wollte in Indien sein Glück versuchen und schiffte sich als Knabe dahin ein, obgleich seine ganze Habe in nichts Anderem als einer Katze bestand. An der indischen Küste wurde das Schiff, auf dem er sich befand, durch einen Sturm ans Land geworfen und die ganze Mannschaft von den Eingebornen gefangen genommen. Richard hatte seine Katze gerettet und trug sie unter dem Arm. Mit ihr und seinen Begleitern trat er auch vor den Thron des Königs, der die Fremden selbst verhören wollte. Als sie vor dem Könige standen, sahen die Engländer Schaaren von Mäusen und Ratten im Saale, welche Alles besudelten, ja selbst dem König kaum das Essen gestatteten, obgleich besondere Diener angestellt waren, welche das Ungeziefer tödteten. Whittington sah sofort, welchen Nutzen ihm hier seine Katze bringen

*) Ludwig XI. liess eine solche construiren. Bouchet, Annales d'Aquillaine, 164.

könne, er liess diese los, sie fuhr wüthend unter die Ratten und Mäuse und in wenigen Minuten lagen Hunderte von ihnen erwürgt am Boden. Der König gerieth ausser sich vor Entzücken über das nützliche Thier, welches er sofort zum General-Feldmarschall ernannte und mit allen seinem Range entsprechenden Ehren behandeln liess.

Er bot Whittington grosse Mengen Gold, dieser wollte sich aber nicht von seiner Katze trennen und so machte ihn der König zu seinem ersten Minister. Als solchen gelang es ihm ungeheure Reichthümer zu erwerben, mit denen er später nach London zurückkehrte. Hier wurde er dreimal hintereinander zum Lord-Mayor gewählt und später in den Adelsstand erhoben. Das Volk nannte ihn Mylord Cat und seine Nachkommen behielten diesen Namen bei. Es gibt heute noch in England eine grosse Anzahl von Abbildungen, die ihn mit seiner Katze zusammen darstellen.

Eine Beobachtung, die ich vor einigen Jahren viele Tage hindurch zu machen Gelegenheit hatte, mag noch als Beweis für die Anhänglichkeit und Intelligenz der Hauskatze hier Erwähnung finden: In meiner nächsten Nachbarschaft wohnte ein Beamter, ein richtiger Katzenpapa. Wenn er Mittags vom Bureau nach Hause kam, es geschah dies pünktlich einige Minuten nach 12 Uhr, lief ihm eine Katze ungefähr 100 Schritte weit entgegen, kletterte an ihm hinauf, setzte sich auf seine Schulter, ihn umhalsend und liebkosend. Das Merkwürdigste dabei war ihr Zeitsinn, da sie genau zu Mittag dem Herrn, den sie nicht früher von der Wohnung aus sehen konnte, weil er, um zu dieser zu gelangen, erst um eine Ecke biegen musste, entgegengielte. Damit stimmt die Erzählung Wood's in seiner Natural-History überein: Eine Katze schwang sich förmlich zur Krankenwärterin ihrer Herrin auf. Sie merkte sich die Stunde, zu welcher die Kranke Arznei oder Nahrung zu nehmen hatte, und weckte die Wärterin, die oft einschlief, zur bestimmten Zeit.

Im Allgemeinen kann man wohl behaupten, verliert die Hauskatze, je länger ihre Domestication andauert und je mehr sie sich nicht nur aus Haus, sondern auch an dessen Bewohner attachirt, die Neigung zu Rückfällen in die frühere Wildheit und wenn auch ihre Nützlichkeit keine sonderliche Steigerung mehr erfährt, so werden doch die Fälle immer seltener, wo sie anderen Hausthieren und sogar Kindern gefährlich wird.

An ihrem anmuthig zierlichen Wesen und Spiel, das einen „Katzen-Rafael“ zu Kunstleistungen begeistern konnte, findet man noch immer Wohlgefallen, so wie sich die biologische Wissenschaft ihr gegenwärtig mit besonderer Vorliebe widmet.

Auch an Verbreitung und Zahl nahmen die Hauskatzen immer mehr zu, in England zumal, und wenn Paris das moderne Babel heisst, so verdient London, wo es über acht Millionen Katzen geben soll, das moderne Bubastis genannt zu werden. Es ist also doch Etwas an Huxley's launigem Kettenschlusse: „England hat seinen kräftigen Menschenstamm den alten Jungfern zu danken, denn diese züchten mit Geschick und Vorliebe Katzen, welche die Feldmäuse vertilgen, die den Hummeln nachstellen, welche durch die Bestäubung der Kleeblüthen ausgezeichnetes Futter dem Mastvieh verschaffen, das dem Engländer den kräftigen Braten liefert.“

„Noch jetzt“, erzählt Hehn, „ist das Thier im europäischen Osten und Süden und bei Morgenländern beliebter, als bei den Völkern germanischer Abkunft. In Russland gibt es keinen Kaufladen, an dessen Schwelle nicht eine wohlgenährte Katze im Halbschlummer blinzeln läge. Auch in Frankreich ist die Katze die gern gesehene Freundin des Hauses und der Familien und in Italien herrscht eine allgemeine Vorliebe für das feine, reinliche, graziöse Thier.“

„In mancher Kirche von Venedig bis Rom“, erzählt Fridolin Hoffmann (Bilder römischen Lebens, Münster 1871), „sah ich wohlgenährte Sacristei-Kater auf den Balustraden der Seitenaltäre oder selbst auf der Communionbank sitzen; sogar der Gottesdienst stört die Thiere nicht in ihrer Behaglichkeit. Ruhig schreiten sie mitunter hin, während der Klänge der Orgel, über den vordern hohen Theil der Kniebänke, und die Leute sind sogar so artig, ihre Hände mit dem Gebetbuch zu lüften, um den Spaziergänger ungehindert vorbeizulassen. Angesichts solcher Bevorzugung ist es also nicht zu wundern, wenn selbst in sehr anständigen Wirthshäusern auf einmal eine oder zwei Katzen sich neben uns auf einem Sessel oder einer gepolsterten Bank niederlassen, gehäbig spinnen oder sich mit der Schnauze seitwärts magnetisch reiben.“

Ziehen wir die Summe aus den angeführten Lebenszügen der Katze, so erscheint vor uns in klaren Umrissen und in wohl ausgeglichenen Farben ihr Characterbild. In der ersten, für die ganze Zukunft mass- und richtunggebenden Domestications-Periode verwöhnt, verhätschelt, vergöttert, hat sich in ihr — wie das ja auch bei Menschenkindern so häufig vorkommt — eine grössere Empfindsamkeit, das Gefühl zu etwas Besserem, um nicht zu sagen Höherem geboren zu sein, berechnete Ansprüche an ein bequemes, sportmässiges, aus Spiel und Scherz zusammengesetztes Leben mit auf die Welt gebracht zu haben, herausgebildet. Das wurde die Nährflüssigkeit für krankhafte Gebilde, die da sind, überreiztes Ehrgefühl, Hinterhältigkeit, grollende

Nachgedanken, Rachsucht, der Egoismus, sich als den Mittelpunkt alles dessen, was ringsumher vorgeht und geschieht, anzusehen, wie das ein Katzenfreund so köstlich wiedergibt:

„Alles, was sich regt und bewegt, wird für die Katzen ein Gegenstand des Spieles und Umhertummelns. Sie meinen, die Natur beschäftige sich bloß mit ihren Unterhaltungen und Zerstreuungen. Sie können sich gar keinen andern Grund für die Bewegung der Dinge denken, und wenn wir durch unser Schäkern und Scherzen ihre tolle Lust erwecken, scheint es nicht, als ob sie in uns nur Lustigmacher erblicken, die, um sie zu unterhalten, Possen reissen? Auf beiden Seiten spielt man also Komödie und während wir vergnügt zu werden vermeinen, dienen wir dem Vergnügen Anderer.“

Trotz aller Fehler zeigt sich doch ihre vornehmere Natur in ihrem Reinlichkeitstrieb, sowie in einem gewissen Sexualschamgefühl und in einer unverkennbaren stolzen Regung, in dem Abglanz einer längstvergessenen Herrlichkeit.

Man beobachte nur den Unterschied, wie ein Hund und wie eine Katze vom Herrn etwas verlangt: mit Blick, Miene und Stimme bittet der Hund wie um eine Gnade; die Katze fordert, was ihr gebührt.

Es hiesse die Katzennatur verkennen, wollte man ihr Falschheit und Bosheit aus der Neigung zum Kratzen zusprechen, welches vielmehr auf Rechnung der eigenthümlichen Structur ihrer zurückziehbaren Krallen kommt, die bei Streckung des Fusses von selber nach Aussen fahren. Ebenso wenig gehört die Erstickungsgefahr, in welche die Katze kleine schlafende Kinder dadurch versetzt, dass sie sich ihnen auf Brust und Hals kauert, in ihr Schuldregister. Ohne böswillige Absicht geht die Katze nur der Wärme nach, in diesem Falle dem warmen Athem des Kindes. Durch bittere Enttäuschung wird ihre natürliche Vorsicht zu grundlosem Argwohn, zu einem Misstrauen gesteigert, das über das Ziel hinausschießt, wie die bereits citirte Redensart geht, „eine verbrühte Katze fürchtet auch das kalte Wasser.“ Traurige Erfahrungen, doppelt schmerzlich bei ihrer Empfindsamkeit, mögen das Emporzucken alter wilder Instincte öfters bei ihr verschuldet haben. Der At.vismus ist ja überhaupt im guten wie im schlechten Sinne zu nehmen als Rückfall in angeborene böse Gelüste und Neigungen, sowie in anerzogene Vorzüge. Hierin gleicht sie mehr als irgend ein anderes Thier dem Menschen, mit dem sie, wie nur noch der Affe, die nach Innen gänzlich abgeschlossenen Augenhöhlen gemeinsam hat.

Das Thier wird bald ein Zerrbild, bald ein getreues Conterfei dessen, der es zähmt und züchtet. Aber jedesmal lohnt es die Einsicht und Rücksicht, vornehmlich das Verständniss seines Besitzers durch Anhänglichkeit und zweckdienliches Verhalten.

Wie lautet nur das alte, ewig neue Wort des gekrönten Weisen?

„Der Gerechte kennt die Seele seines Thieres“ und behandelt es darnach.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn](#)

Jahr/Year: 1887

Band/Volume: [26](#)

Autor(en)/Author(s): Placzek B.

Artikel/Article: [Wiesel und Katze. Ein Beitrag zur Geschichte der Haustiere 124-191](#)